

Vergißeinnicht 1907

4 (1907)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper, O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

25. Jahrgang.
Nr. 4.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.



Eigentu. Photogr. Atelier Mariannhill.

Köln a. Rh.
April 1907.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich
in der Abteikirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

wünscht allen Wohlthätern
die dankbare Trappisten-Mission Mariannhill.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Um aber den geehrten Mitarbeitern überdies noch unsere Dankbarkeit zu bezeugen, senden wir gratis und franko jeder Person, die uns wenigstens:

5 Abonnements bestellt:	1	schönes farbiges Bild „Hl. Familie“, 27×19 cm, aus der Beuroner Kunstschule,
10	1	„Hl. Josef“ auf Goldgrund, 29×16 cm, „
15	2	„Hl. Josef u. hl. Anna“ auf Goldgrund, 29×16 cm, „
20	1	großes „Hl. Familie, 53×36 cm, „
50	1	schön ausgestattete Dankesurkunde als Mitarbeiter unserer Mission, 45×33 cm, „
100	1	Associations- (Bündnis-) Diplom „ 50×44 cm, „

(welche Vorteile mit den letzteren zwei verbunden sind, ist im Heft Nr. 1 auf Seite 28 erklärt.)

unter der Bedingung, daß es nachweisbar neue Abonnenten sind und der betreffende Abonnementsbetrag uns bis 1. Mai 1907 eingesandt wird. Auf das „Vergißmeinnicht“ kann indes das ganze Jahr hindurch abonniert werden, die bereits erschienenen Nummern werden nachgeliefert. Das Geldporto kann abgezogen werden.

Gleichzeitig bitten wir die geschätzten Mitarbeiter, welche uns Abonnemente einsenden, stets anzugeben, ob sie das „Vergißmeinnicht“ unter ihrer eigenen Adresse zu erhalten und zu verteilen wünschen oder ob es von uns an jede Person einzeln per Post gesandt werden soll, in welcher letzterem Falle wir um recht genaue gut leserliche Adressen ersuchen (Herr, Frau, Fräulein, Stand, Wohnort, Straßennummer, nächste Post und Land).

Weihe des Leides.

Ein Herz, das nie gelitten,
Ich nenn' es wahrhaft arm,
Und arm den, der geschritten
Durch Kummer nie und Harm.

Wer niemals sich gerungen
Durch Nacht empor zum Licht,
Wem nie ein Wurf mißlungen,
Nein, ich beneid' ihn nicht.

Er hat auch nie getrunken
Den echten Freudentrank,
Ist nie aufs Knie gesunken,
Zu stammeln heißen Dank.

Er kennt nicht jene Stunden,
Da man, berauscht vom Glück,
Die Schmerzen und die Wunden
Vergaß im Augenblick.

Ihm ging für fremde Schmerzen
Nie das Verständnis auf,
Vorbei an kranken Herzen
Schritt er in seinem Lauf.

Das Heiligste und Beste
Tief in des Herzens Grund,
Verschlossen bleibt es feste,
Macht nicht das Leid es kund.

Marg. Mirbach.

Brief eines Kaffernmädchens an seine europäischen Wohltäter.

Unter den in der Januar-Nummer unseres Blättchens veröffentlichten Weihnachtsbriefen einiger Schulfinder in Mariatrost findet sich auch einer von unserer braven Notburga. Das gute Kind hat uns bisher viel Freude gemacht. Einmal erhielten wir von Europa eine Kiste mit verschiedenen Kleidungsstücken zc. für die Mission. Voll Freude und Dankbarkeit hierüber schrieb sie nun einen Brief, der in freier deutscher Uebersetzung also lautet:

Innigstgeliebte Wohltäter!

Wir Leute von Afrika freuen uns gar sehr der gütigst übersandten Sachen. Wir danken euch dafür und bitten Gott, daß er euch alles tausendfach vergelte!

Wir bitten auch um euer Gebet, denn wir sind in der Religion noch weit zurück. Vor wenigen Jahren waren wir noch Heiden, Ihr aber seid von christlichen Eltern geboren.

Auch wir beten für euch zu Gott um euer leibliches und geistiges Wohlergehen, denn Gottes Gnade und Erbarmen ist es, die uns allen helfen muß.

Nun will ich euch etwas von mir und meinen Angehörigen erzählen: Wir alle, die wir im elterlichen Kraale beisammen wohnten, waren einst nahe daran, Christen zu werden. Die Mutter ging mit dem guten Beispiel voran, und wir Geschwister, drei Brüder und drei Schwestern, folgten ihr. Der Vater aber hielt sich ferne.

Wir freuten uns über das Glück, den wahren Glauben gefunden zu haben. Doch da kam der Satan und flüsterte dem Vater ins Herz, er solle uns wieder zu Heiden machen. Mit ernster Miene befahl der Vater uns allen, wir sollten die christlichen Kleider ablegen und wieder halbnackt als Heiden gehen. Wir taten es aus Furcht vor seinem wilden Zorn. Er aber weigerte mich.

Da sprach der Vater: „Die Geister unserer verstorbenen Vorfahren verlangen es, daß du die ihnen so verhassten Kleider ablegest. Tust du das nicht, werden sie dich töten.“

Ich entgegnete: „Gut, sie sollen mich nur töten. Doch, ich fürchte diese Geister nicht; wen ich fürchte, das ist Gott allein.“

Ich hatte damals viel zu leiden im elterlichen Hause. Zuletzt entfloß ich und eilte hieher in die Schule. Nach drei Jahren hatte ich das große Glück zur hl. Taufe zugelassen zu werden. O welche Freude war das! Ich erkannte, daß Gott mit mir war und dankte ihm dafür aus ganzem Herzen!

Etwas später wurde ich gestirmt, und in meinem sechsten Schuljahr ward mir ein Glück zuteil, das alles andere übertrifft, ich durfte in der hl. Kommunion meinen Herrn und Gott empfangen. Das war der schönste Tag meines Lebens!

Betet für mich, daß ich meinem Glauben treu bleibe. Ich bin jetzt 18 Jahre alt. Gedenket auch meiner lieben Eltern und Geschwister, daß auch sie zuletzt alle miteinander zum wahren Glauben gelangen.

Im hl. Herzen Jesu grüßt euch alle, namentlich aber die Verwandten unserer Schwester Lehrerin

Eure dankbare

Notburga Caluza.

Der Basuto-Chief Moiketji vor dem engl. Magistrat.

Von Rev. P. Maurus Kalus, O. C. R.

Mariazell. — Wie der Mehrzahl unserer Leser bereits bekannt, hatte die englische Regierung unserer Missionsstation Mariazell zwei Plätze zum Bau einer Schule, in der zeitweilig auch die hl. Messe gefeiert werden könnte, bewilligt. Der Bauplatz war noch nicht genau bestimmt, doch hatten wir an einem derselben schon ein hölzernes Kreuz aufgerichtet.

Am 26. Oktober 1906 erhielten wir die Nachricht, der Magistrat wolle am folgenden Tag in Begleitung des Basutohauptlings Moiketji die beiden Plätze persönlich in Augenschein nehmen, um die Sache definitiv zu regeln. Da P. Bernard, der Stationsrektor, noch an den Folgen eines kurz überstandenen Fiebers litt, so erhielt Schreiber dieser Zeilen den Auftrag, sich mit Br. John ebenfalls bei der geplanten Sitzung einzufinden.

Infolge der mangelhaften Postverbindung, die in der hiesigen abgelegenen Gegend herrscht, hatten wir aber den Brief des engl. Magistrats nicht erhalten, ja wir wußten nicht einmal bestimmt, wo wir ihn sicher treffen könnten. In unserer Verlegenheit ritten wir zunächst zu einem gewissen Mr. Barnes, der 1½ Meilstunden von Mariazell entfernt wohnt; derselbe war uns immer sehr gewogen und ist überdies

ein Jugendfreund und Schulkamerad des Magistrats. Doch leider konnte er uns den gewünschten Aufschluß nicht geben. Wir ritten also weiter gegen den durch

das Holzkreuz bezeichneten Bauplatz zu und warteten hier auf einer Anhöhe, von wo aus wir das Land ziemlich weit überschauen konnten.

Nach etwa einer Stunde zeigten sich auf der gegenüberliegenden Seite einige Reiter. Sie kamen aber nicht auf uns zu, sondern ritten direkt nach dem Platz mit dem großen Kreuz. Ein Basuto in unserer Nähe sagte sofort: „Das ist Moiketji; ich kenne ihn an seinem Schimmel!“ Wir kurz-sichtigen Europäer hatten noch kaum entscheiden können, ob das, was in der Ferne sich zeigte, Reiter seien oder ein Wagen.

Wir ritten nun dem Häuptling entgegen, trafen ihn mit seinen zwei Begleitern auf

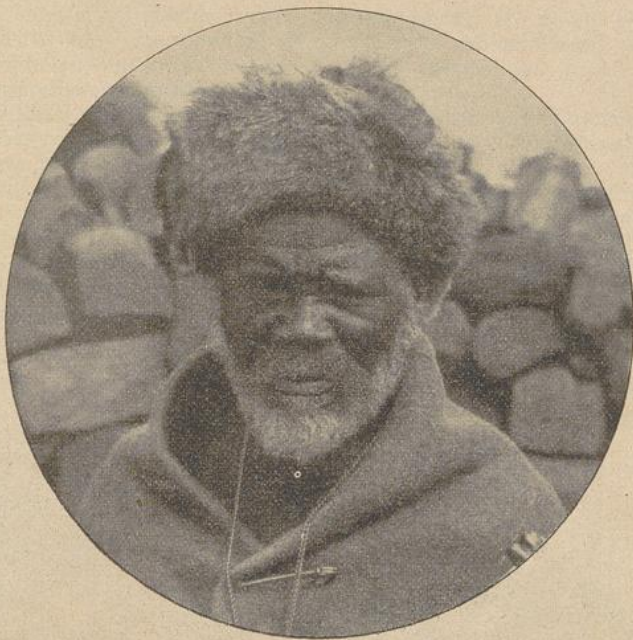
halbem Wege in der Nähe eines Basutodorfes und erfuhren, daß der Magistrat auch bald eintreffen werde. Die Begrüßung war etwas einsilbig und kurz, dann ritten wir zusammen ins Dorf.

Bald darauf zeigte sich auch der Magistrat mit seiner Begleitung auf der Höhe. Doch auch er ritt zunächst auf das Kreuz zu, besah sich den Bauplatz und wandte sich dann gegen das Dorf zu.

Wir ritten ihm entgegen und wurden von ihm aufs herzlichste begrüßt. Der Magistrat ist ein noch ziemlich junger hochgewachsener und kräftiger Mann. Er erzählte uns, er sei in Rom gewesen, habe den Papst gesehen, einer Kanonisation beigewohnt und fand kaum Worte, uns zu sagen, wie hochinteressant das alles gewesen. Nur bezüglich der Titulaturen war er sich als Nichtkatholik nicht ganz klar, so wußte er z. B. nicht, ob man auch „heiliger Papst“ sagen könne, wie „heiliger Vater.“

Im Dorf angekommen, begaben wir uns in einen Kraal, in dem wir bisher in Ermangelung einer eigenen Schule katechetischen Unterricht erteilt hatten. Der Magistrat, Br. John und meine Wenigkeit nahmen auf einem bankähnlichen Möbel Platz, Chief Moiketji setzte sich auf einen Koffer, der unsere Meßparamente enthielt, seine schwarzen Untertanen aber lagerten sich nach alter Vätersitte am Boden, wo gerade ein freies Plätzchen zu finden war. Ein fremder, wohl etwas angeheiterter Basuto hatte allerdings die Frechheit, sich unmittelbar neben den Magistrat auf die Bank zu setzen, wurde aber sofort von Moiketji eigenhändig gepackt und an die frische Luft gesetzt.

Nun wurde Kaffernbier herbeigebracht, und bald machte der Friedensbecher in Gestalt einer kleinen Schüssel die Runde. Der Magistrat trank zuerst. Nun



Eigentum Photogr. Atelier Marianhill.

Der Basuto-Häuptling Moiketji.

erst begann die Sitzung. Der Magistrat verhandelte mit Moiketfi mit Hilfe eines Dolmetschers, da weder er der Basutosprache, noch Moiketfi des Englischen mächtig ist.

„Was hat Moiketfi,“ so hub er an, „dagegen einzuwenden, daß jener Platz den Katholiken überlassen werde, um darauf eine Schule und Kapelle zu errichten?“

„Ich habe das einzuwenden,“ entgegnete Moiketfi, „daß ich die römische Kirche fürchte.“

„Weshalb?“

„Fünf Mitglieder meiner eigenen Familie wurden in diese Kirche aufgenommen und zwar ohne mein Wissen und ohne meine Zustimmung.“

„Nun das ändert an der Sache nichts. Die Trappisten in Maria Zell können ruhig die Leute in ihre Kirche aufnehmen.“

holen wollen, doch man hätte dem Kind zur Flucht in den nahen Wald verholfen. — Die übrigen Männer erklärten, sie hätten gegen den Schulbau nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß ihr Chieff es erlaube.

Hier möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß die Basutokinder nicht selten ihren Eltern entlaufen und um Aufnahme in unsere Missionschule bitten. Doch nur ausnahmsweise, wenn wirklich triftige Gründe vorliegen, nehmen wir solche Kinder auf; in der Regel halten wir uns an die elterliche Zustimmung, schon deshalb, um mit der Regierung nicht in Konflikt zu kommen. Mit der Aufnahme Erwachsener verhält es sich natürlich anders.

Der Magistrat fuhr fort: „Moiketfis Untertanen bitten also um diese Schule, und die Regierung sieht sich veranlaßt, ihnen die Bitte zu gewähren. Hat Moiketfi noch etwas dagegen einzuwenden?“



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Eine Basutofamilie.

Die Basutos wohnen in jenem gebirgigen Teil des Kaplandes, welches die südafrikanische Schweiz genannt wird. Sie stehen nominell unter englischer Herrschaft, sind aber infolge ihrer Tapferkeit nie unterjocht worden und gehorchen nur ihren Häuptlingen und Führern.

„Ich bin aber schon an die Kirche der Franzosen gewohnt. (Moiketfi meinte die hier stark verbreitete kalvinische Sekte.) Sie gefällt mir, und da werden keine Kinder aufgenommen ohne die Erlaubnis der Eltern.“

„Ist das der Grund, weshalb die Kirche der Franzosen besser sein soll?“

„Ja.“

„Kennt Moiketfi auch die Lehren dieser beiden Kirchen?“

„Nein.“

Nun wandte sich der Magistrat an die übrigen Basutos mit der Frage: „Wollen die Männer von Rocquane diese neue Schule haben?“

Einer der Anwesenden bringt eine ähnliche Beschwerde vor wie sein Chieff. Er habe, so erklärt er, sein Mädchen aus der Schule in Mariazell zurück-

„Ja, ich habe noch eine Beschwerde.“

„Und das wäre?“

„Was hat denn jenes Holz da droben zu bedeuten, das man ohne mein Wissen aufgestellt hat? (Moiketfi knirschte bei diesen Worten vor Wut.)“

„Jenes Kreuz,“ entgegnete gelassen der Magistrat, „hat man aufgestellt, um den Platz zu bezeichnen, auf dem man die Schule bauen will. Damit ist jedoch die Sache noch nicht entschieden und deshalb frage ich, ob man gegen jenen Platz etwas einzuwenden habe?“

Moiketfi: „Ich habe das einzuwenden, daß man jenes Holz aufgestellt hat, ohne daß ein Mensch etwas davon weiß.“

Br. John: „Das ist nicht wahr. Man hat mit den Leuten geredet und hat das Kreuz da aufgestellt, wo sie es haben wollten.“

Magistrat: Das genügt; hat Moiketsi noch etwas einzuwenden?"

Moiketsi: „Ja. Da droben halten wir nämlich das Mädchenfest (Beschneidungsfest). Wenn nun aber einmal die Trappisten ihre Kapelle und Glocke haben werden, so weiß ich nicht, wie das zusammenpaßt.“

Magistrat: Das ist ja gerade der Zweck der Glocke, die Leute von solchen Festlichkeiten abzuhalten. Man kann ja fröhlich sein, darf sich auch einen Schluck Bier erlauben, — ich trinke auch welches —, aber das übermäßige Trinken, das bei solchen Anlässen vorkommt und das nicht selten Streit, Mord und Totschlag im Gefolge hat, das ist vom Uebel und da soll gerade die Glocke dazu dienen, die Leute rechtzeitig von solchen Unterhaltungen abzurufen.“

„Nun für den Missionär kann das doch nicht angenehm sein, wenn solch heidnische Feste in seiner Nähe gefeiert werden.“

„Wollte man diesen Grund gelten lassen, so könnte man unter Heiden überhaupt keine Mission anfangen.“

Nun, ich sehe, daß ich mich ausrichte. Ich will also meine Zustimmung geben, doch ich wiederhole, daß ich die römische Kirche fürchte.“

Jetzt wandte sich der Magistrat an die Versammelten mit den Worten: „Ihr Männer von Kocquane. Ihr habt die Erklärung abgegeben, mit dem geplanten Schulbau einverstanden zu sein, falls auch euer Chief es wäre. Er selbst hat soeben sein Jawort gegeben. Er kann nichts Stichhaltiges gegen das Unternehmen vorbringen, nur gesteht er Furcht vor dieser Kirche zu haben. Doch euer Chief kommt mir vor, wie ein Mensch, der im Dunkeln wandelt und dabei immer meint, es müsse ihm etwas im Wege liegen, obschon er nichts sieht. Beim Tagesgrauen erkennt er klar, daß er sich vor dem Nichts gefürchtet hat. Die Trappisten

unterrichten eure Kinder. Sie lernen bei ihnen nicht nur Lesen und Schreiben, sondern auch verschiedene nützliche Arbeiten und Handwerke. Ich sehe also gar nicht ein, weshalb man eine solche Schule fürchten soll; ich dünke vielmehr man sollte sie mit Freuden willkommen heißen.“

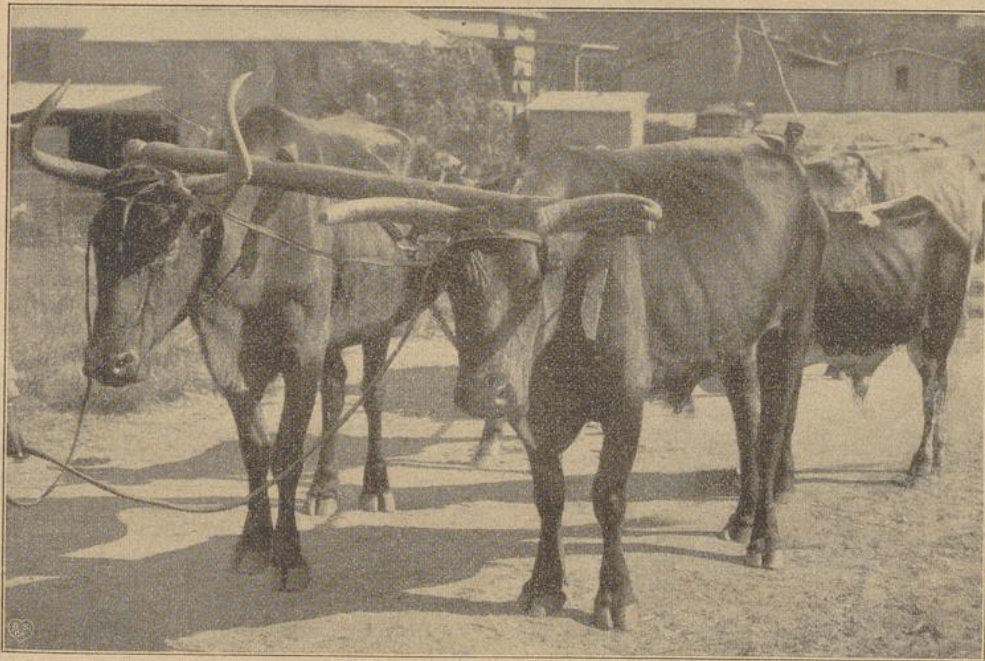
Nun erst gab sich Moiketsi vollständig besiegt; er erklärte: „Der weiße Chief hat recht. Ich habe sicherlich gar keinen Grund, mich zu fürchten, und will deshalb auch keine Einwendung gegen diese Schule mehr machen.“

Der Magistrat fragte dann noch, ob einer der Anwesenden etwas dagegen habe, daß die neue Schule gerade auf jenem bestimmten Platz erbaut werde. Sie schwiegen, nur einer meinte, er möchte sie weiter unten erbaut wissen, doch der Magistrat schnitt ihm das Wort ab mit der Erklärung: „Ich habe dich nicht gefragt, wo du sie gerne haben möchtest, sondern ob du gegen jenen Platz etwas einzuwenden hast.“ Nun gab sich auch er zufrieden. Unser Plan wurde also dank des klugen und energischen Vorgehens seitens des englischen Magistrates einstimmig gebilligt, und damit die Sitzung geschlossen.

Wir saßen auf, und ritten nun zusammen dem zweiten Bauplatz zu. Der Weg führte uns an Mr. Barnes Haus vorbei, wo wir halt machten und die denkbar beste Gastfreundschaft genossen. Da man von hier aus den erwähnten Platz sehen konnte, begann der Magistrat im Hause seines Jugendfreundes sofort die zweite Verhandlung.

„Was denkt Moiketsi“, so begann er, „von diesem zweiten Platz?“

„Ich kann nichts mehr hergeben“, entgegnete der Chief finster, „alles Land will man mir für Kirchen wegnehmen.“ (Der Platz ist kaum einen Morgen groß, unfruchtbar und für Moiketsi rein zwecklos).



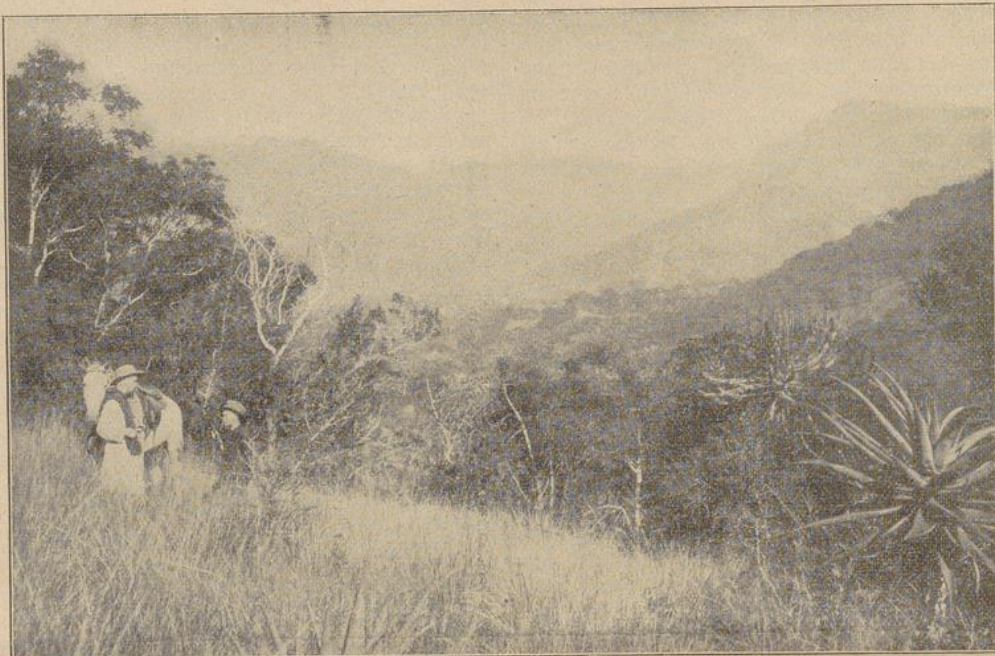
Eigentum Photogr. Atelier Mariamhill.

Kassrische Zugoche zur Winterzeit (Juni—September).

Da der Kasser weder Scheunen noch Futtervorräte besitzt, so magert sein Vieh im Winter infolge Futtermangels oft zu Skeletten ab.

„Aber Moiketfif's Leute bitten hier um eine Kirche.“
 „Die sollen nach Tabachicha in die Kirche gehen.“
 „Nach diesem Grundsatz könnte man auch Tabachicha aufheben und die Leute nach dem drei Stunden entfernten Pabalong in die Kirche schicken.“
 „Ich hätte nichts dagegen.“

Wir haben diese Verhandlungen deshalb so ausführlich wiedergegeben, weil sie unsern geehrten Lesern einen klaren Einblick in das eigentümliche Doppelverhältnis gewähren, das einerseits zwischen uns und den Basutohäuptlingen und anderseits zwischen diesen und der Regierung besteht. Uebrigens sind uns andere



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

In der Krankhloof, Natal.

In dem hügeligen und gebirgigen Natal sind die Wege oder besser Pfade nicht selten derart steil, daß unsere Missionäre die Pferde am Zügel nachführen müssen.

„Dann kann man noch einen Schritt weiter gehen und Pabalong niederreißen. Dann können die Leute übers Gebirge gehen und im Basutoland dem Gottesdienst beizohnen.“

„Das meine ich gerade nicht.“

„Die Leute sollen die Kirche in der Nähe haben, sonst gehen sie gar nicht hin. Und aus diesem Grunde muß man auch hier einen Bauplatz hiefür bewilligen.“

„Ich kann nichts mehr zugeben. Einen Platz habe ich schon bewilligt, und das sollte genug sein. Man soll dem Ochsen nicht zu viel auf einmal aufbürden, sonst erreicht man gar nichts. Ich bin jetzt müde und habe die Geschichte satt!“

„Auch ich bin müde; und da ich bei Moiketfi so wenig Entgegenkommen finde, werde ich den Platz einfach im Namen der Regierung bewilligen.“

Da der Chief merkte, wie die Altien standen, stand er unwillig auf, bestieg seinen Schimmel und ritt mit seinen Leuten fort. Wohl hatte er uns Trappisten zum Abschied noch die Hand gereicht, allein wir haben dennoch Grund zu fürchten, er werde uns noch manche Unannehmlichkeiten bereiten. Um so mehr dürfen wir Gott danken, daß er uns in dem Magistrat einen ebenso klugen, wie kräftigen Anwalt erweckte. Wir schieden von ihm unter den herzlichsten Dankesbezeugungen, und auch P. Rektor versäumte nicht, ihm von Mariazell aus schriftlich zu danken und ihn zu einem Besuche auf der Missionsstation freundlichst einzuladen.

Basuto-Chiefs, wie George Moshoeshwe und Mhlonhle Mantiwane, besser gesinnt, als Moiketfi, doch davon gelegentlich in einem andern Artikel.

Gerettet in letzter Stunde.

Von Schw. Hilaria.

M. Himmelberg. — Vor einigen Monaten — es war ein heißer, schwüler Sommertag — kam um die Mittagsstunde ein Bote hier an mit der Kunde, eine Frau liege am Sterben und bitte um die hl. Taufe. Man möge schnell, schnell kommen, sonst wäre es zu spät. —

Nun war aber damals kein einziger Missionär hier; derjenige, welcher aushilfsweise hieher kam, war beinahe vier Stunden von hier entfernt, die Zeit drängte, und so blieb mir also nichts anderes übrig, als daß ich mich in Begleitung eines größeren Schulmädchens selbst auf den Weg zur Kranken machte.

Es war ein weiter und höchst beschwerlicher Weg. Der schmale Fußpfad führte uns bald über rauhe, steinige Felsbänke hinweg, bald in tiefe sumpfige Schluchten hinab, bald mitten durch einen afrikanischen Urwald mit seinem dornigen Gestrüpp und endlosen Schlinggewächsen hindurch. Doch der Gedanke, daß wir eine unsterbliche Seele retten sollten, ließ uns alle diese Beschwerden leicht vergessen. Zu diesem Zwecke hatten wir ja überhaupt die Heimat und unsere lb. Angehörigen verlassen. Also nur mutig

voran! Die Opfer, die ein Soldat für seinen König bringt, deren ist auch eine Missionschwester fähig für ihren himmlischen König und Bräutigam. —

Nach mehr als zweistündigem, raschem Wandern hatten wir endlich das letzte Gebüsch hinter uns und fanden da auf einem anmutigen Hügel, mitten in einem großen Maisfelde die Hütte, in welcher die Kranke mit Schmerzen auf uns wartete.

Ich fand übrigens keine unmittelbare Gefahr. Der Anfall, der die Frau während der Nacht so sehr beängstigt hatte, war vorüber und sie konnte voraussichtlich noch mehrere Tage leben. Ich erklärte ihr daher, sie solle mit der Taufe noch warten, bis der Missionär käme, nach dem man heute noch schicken werde.

Das war nun für die Kranke ein großes Opfer. „O Schwester“, bat sie wiederholt, „taufe mich doch!“

Lippen. Was ihr noch am meisten am Herzen lag, das war ihr einjähriges Töchterchen. Sie bat mich, nach ihrem Tode Mutterstelle an demselben vertreten zu wollen, was ich auch zu tun versprach.

Nun war sie vollends ruhig und mit allem Zufrieden, auch damit, daß sie bis zum nächsten Tage mit der hl. Taufe warten müsse. Seitdem hat sie schon längst vollendet. Ihre Seele ging mit der Taufanschuld in den Himmel ein, und ihr Kind hat auf unserer Station ein sicheres, wohlgeborgenes Heim gefunden.

Uebrigens gab es bei jenem Anlaß eine zweite Seele zu retten. Als ich mich eben anschickte, den Kraal der kranken Frau zu verlassen, hörte ich, daß nicht gar weit davon entfernt ein Kind am Sterben sei.

Ich eilte mit meiner Begleiterin schnell zur betreffenden Hütte. Doch, da hieß es vorsichtig sein



Eigentum Photogr. Atelier Mariamhill.

Nottaufe.

Bei der ziemlich großen Sterblichkeit unter den Kafferkindern kommen unsere Schwestern bei ihren Krankenbesuchen in den Kraals mitunter in die Lage, durch die Nottaufe die Kleinen für den Himmel retten zu können.

Du bist jetzt da, wann aber der Missionär zu mir kommen wird, das weiß ich nicht.“

Vielleicht entspringt dieses ungestüme Verlangen nach der Taufe nur einem rein natürlichen Beweggrund, dachte ich mir, indem sie in abergläubischer Weise nur leibliche Genesung davon erwartet. Darum fragte ich sie: „Weshalb möchtest du denn so gerne getauft werden?“ Sie aber gab mir die überraschende Antwort: „Ukuba ikanyiselwe indhlele yokuya pezula, damit der Weg beleuchtet werde, der nach oben führt.“

Ich fing nun an, sie im christlichen Glauben zu unterrichten. Sie zeigte ein ganz auffallendes Verständnis für alles. Was mir aber am meisten an ihr gefiel, das war ihre Ruhe und vollständige Ergebung in Gottes heiligem Willen. Trotz ihrer Schmerzen und obschon sie den sicheren Tod vor Augen sah, kam kein Wort der Klage über ihre

denn nicht selten pflegen in solchem Fall die heidnischen Eltern ihre Kinder zu verstecken oder direkt die Taufe zu verbieten. Ich fand den Kraaleigentümer, dessen ganze Bekleidung in einer umutsha (Lendenschürze) bestand, vor der Hütte sitzend. Auf die Frage, wie es ihm gehe, erwiderte er: „Ich bin sehr traurig, weil mein Kind am Sterben liegt.“

„Wie? Dein Kind? Ein Knabe oder ein Mädchen?“ „Ein Knabe.“ „Wo ist er?“ „Drinne in der Hütte bei seiner Mutter.“

Rasch kroch ich hinein, und erkannte sofort, daß da kein Augenblick zu verlieren sei; denn jeder Atemzug des röchelnden Kindes konnte der letzte sein. Ach, wie dauerte mich das arme Geschöpfchen, das in ärmliche Lumpen eingehüllt mit gebrochenen Augen in den Armen seiner Mutter lag. Ohne lange zu fragen nahm ich mein Fläschchen heraus und taufte das

sterbende Kind. Ob eines der Anwesenden eine Ahnung von dem hatte, was ich tat, weiß ich nicht. Ich hielt hier Schweigen fürs Klügste, damit sie nicht glaubten, die Taufe sei etwa schuldig am Tode des Kindes, und damit mir bei einem zweiten, ähnlichen Fall keine Schwierigkeiten gemacht würden.

Auf die Frage, weshalb sie denn nicht zum Missionär schickten, wenn ein Kind am Sterben sei, erwiderten die Eltern gleichgiltig: „Weil wir Heiden sind.“ —

Später hörte ich, das Kind sei schon zwei Tage lang mit gebrochenen Augen dagelegen und habe beständig mit dem Tode gerungen. Trotzdem hatte man es mehrere Meilen weit aus dem Kraal der Großmutter hieher getragen.

Ich aber bewunderte die Wege der göttlichen Vorsehung. Hätte die kranke Frau mich nicht rufen

großen Segen von oben sichern, denn der liebe Heiland sagt: „Was ihr dem geringsten von meinen Mitbrüdern getan, das habt ihr mir getan!“

Beicht und Beichtstuhl im Missionsleben.

Von Rev. P. Rötter.

Mariazell. Die Leser des „Vergißmeinnicht“ sind gewiß zum größten Teil daran gewöhnt, ihren hl. Beicht in einem regelrechten Beichtstuhl abzulegen, etwa die ausgenommen, die Krankheits halber liegend im Bett oder doch im Zimmer zu beichten genötigt sind. Ist's denn nicht auch so in der Heidenmission? Bei weitem nicht, lieber Leser. Der arme Missionar hat an vieles andere, notwendig zu beschaffende, eher als an einen regulären Beichtstuhl zu denken.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Kaffrischer Brautzug in der Station Reichenau.

lassen, und hätte man das Kind nicht im letzten Augenblick in des Vaters Kraal zurückgebracht, so wäre es, wie so viele andere, ohne die hl. Taufe gestorben. So aber ist der kleine Joseph, der bald darauf verschied, in den Himmel gekommen und wird dort oben sicherlich nun auch Fürbitte einlegen für seine noch heidnischen Anverwandten auf Erden.

Ich denke, daß die in der Taufschuld verstorbenen Kinder gar viel vermögen am Throne Gottes und rufe sie deshalb öfters um ihre Fürbitte an. Was ich besonders von ihnen erbitten möchte, ist dies: 1. daß recht viele brave Jünglinge und Jungfrauen in unsere Mission kommen möchten. Denn der Arbeiten und Ansprüche sind hier so viele, daß wir unmöglich allen gerecht werden können, und 2., daß die Kinder in unserer lieben Heimat großes Interesse zeigen für ihre kleinen schwarzen Brüder und Schwestern im Heidenlande und mit aller Bereitwilligkeit sie mit ihren Sparpfennigen unterstützen. Das würde ihnen

Das erste Bedürfnis zu beichten, trifft wohl den Missionar selbst. Ist er so glücklich einen Confrater bei sich zu haben, so können beide dieses Bedürfnis auch ohne Beichtstuhl leicht im Zimmer, oder in der primitiven Kapelle befriedigen. Steht der Missionar an seinem Posten ganz allein, so hat er von Zeit zu Zeit einen Beichtvater aufzusuchen, sei es, daß er dessen Station besucht, oder ihm nach Verabredung auf halbem Wege begegnet. In einem bequemen Graben, einem Buschwerk, oder dem Dickicht eines Urwaldes wird dann ein geeignetes Plätzchen als Beichtstuhl erspäht. Den schönsten dieser Art habe ich in Deutsch-Ostafrika angetroffen, woselbst wir Priester uns zwischen Neu Köln und St. Peter mitten im Wald an einem bestimmten moosigen Plätzchen zu besagtem Zwecke einfanden. Ein morscher umgefallener Baumstamm lag dort quer zwischen zwei wie Säulen nebeneinander stehenden Bäumen. Hier war der Beichtstuhl. Wir waren auf dem Marsche oder Ritt dahin

gewöhnlich von einem schwarzen Jungen begleitet, die es bald herausfanden, um was es sich dort bei diesen Zusammenkünften handelt, konnten sie ja doch, wenn sie sich auch in einer respektablen Entfernung von uns lagerten durch die Zweige der Bäume ihre Beobachtungen machen. Jenes Plätzchen bekam daher auch bald den Namen „He vateketo“ d. i. Beichtplätzchen.

So eine Beicht kann unter Umständen sehr zeitraubend und mit Kosten verbunden sein. Weiß ich doch von einem Falle, gerade in Deutsch-Ost-Afrika, wo zwei Priester die vorübergehend allein auf ihren Stationen waren, so von einander entfernt waren, daß sie Sonntags Nachmittags ihre Station mit Zelt und Trägern verließen, um sich erst am folgenden Mittwoch auf halbem Wege zu treffen. Nach abgelegter gegenseitiger Beicht trat jeder wieder seinen Heimweg an; sie benötigten also beinahe eine volle Woche für ihre Beicht und zwar für eine ohne Beichtstuhl.

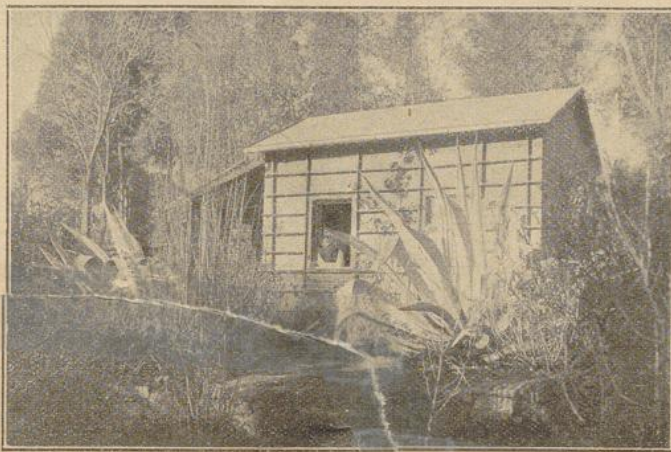
Etwaige Laienbrüder, die dem Missionar zur Seite stehen, haben es mit dem Beichten bequemer. Können doch sie allerdings noch ohne Beichtstuhl zu jeder Zeit neben den Priester hinstehen und dieses hl. Sakrament empfangen.

Sobald aber die ersten Schwestern in der Mission auftauchen, muß irgend ein Beichtstuhl herbeigeschafft werden. Meistens ist es dann ein Betschemel in welchen oben ein Beichtgitter eingelassen werden kann, so daß eine solche Vorrichtung auf Jahre hindurch genügt. Anderswo behilft man sich mit einer durchbrochenen Wand der Sakristei, welche Oeffnung mit einem Beichtgitter versehen wird. In Mariazell hat so ein Betschemel mit Gitter circa 10 Jahre als Beichtstuhl dienen müssen, so daß einem dieses Gerät ganz ehrwürdig erscheint. Die Meisterhand eines alten Priesters hatte seiner Zeit dieses Flechtwerk, genannt Beichtgitter, zutage gebracht. Für 50 Pfg. würde man heute in einem Laden einer Großstadt so ein Drahtgeflecht kaufen können, was ein Missionar unter Umständen mit vieler Mühe und Zeitverlust herstellen muß.

Mariazell hat gegenwärtig endlich auch einen ordentlichen Beichtstuhl. Nachdem er fertig geworden, wunderte mancher sich darüber, daß man sich so lange mit jener so primitiven Einrichtung behelfen konnte. Anders ist das bei den Eingeborenen. Diese sind an den ersten Beichtstuhl gewöhnt und wußten zum Teil nicht, daß es auch anders sein könnte. Die alten Weiber schauen ganz bedenklich auf diese neue Einrichtung, in die der Priester hineinschüpft und dann verschwindet; hatten sie ihn doch bisher in seiner vollen Gestalt beim Beichten hören sehen und beobachten können. Bei einer Gruppe von Beichtenden ist es hier meistens löblicher Brauch, daß den älteren der Vortritt eingeräumt wird. Nun

bemerkte ich aber, daß eine Alte absolut nicht hinein wollte, obwohl ihr die jüngeren Zeichen machten, ihre Beicht zu beginnen. Bedenklich schaute sie auf den neuen Beichtstuhl; sie ließ sich von den jüngeren Verhaltensmaßregeln geben, und versuchte dann ihr Glück. Doch vor dem Beichtstuhl angekommen, hatte sie alle Instruktionen vergessen. Sie bleibt stehen, bis ich den Vorhang öffne, und sie darauf hinweise, an der Seite vor dem Gitter sich niederzuzuknien. Da ging ihr endlich ein Licht auf! Eine andere Alte kniete sich vor der Tür des Beichtstuhls nieder, in der Erwartung, daß der Beichtvater, den Vorhang

öffne und sie dort anhören werde. Wieder eine andere, machte gar den Versuch, durch die geschlossene Tür ins Innere einzudringen. Die jüngere Generation faßt die ganze Einrichtung der neuen „Beichtkammer“, wie sie die selbe heißen, leichter auf, zumal wenn sie einmal beobachtet haben, wie eine ältere Person korrigiert wurde. Schließlich finden alle einen Vorteil aus dieser neuen Einrichtung heraus. Keiner aber wird froher sein, als



Eigentum Photogr. Melier Mariannhill.

Haus des P. Rektors auf der Station Tzenstochau.

der Missionar selbst, wenn er in einem so viel bequemerem, regelrechten Beichtstuhl seines schweren Amtes walten kann.

Feier der ersten hl. Kommunion.

Von Schwester M. Roswitha.

Tzenstochau. — Wie hätten wir in den ersten Monaten des Jahres 1906 ahnen können, daß es ein solches Gnadenjahr sein würde! Damals war das Schwesternhaus gleichsam zum Spital geworden. Eine der kranken Schwestern, unsere liebe Schwester Methodia, erlag dem tödlichen Fieber, die andern erholten sich nur langsam. Auch das Leben des emsigen Schaffners der Station, des ehrw. Br. Beodegar, hing lange nur an einem Faden.

Da kam der schöne Muttergottesmonat Mai, und alles wandte sich zum Bessern. Die Leiden waren nur die Vorboten des göttlichen Segens gewesen, oder vielmehr sie selbst waren Gnade und Segen. Gleich in den ersten Tagen des Mai begannen drei verschiedene Unterriehte: Tauf-, Firm- und Kommunionunterricht. Am 20. Juni spendete der Ehrw. Vater Edmund Obrecht die hl. Firmung und am 20. August, am Feste des hl. Bernhard, taufte der Ehrw. Vater Gerard die 69 Täuflinge, worüber unsere Schwester Engelberta bereits ausführlich berichtet hat.

Nachdem in den ersten Tagen des Oktober die hl. Exerzitien stattgefunden hatten, setzte der 7. Oktober, der Rosenkranzsonntag, unserer Freude die Krone auf. Da wurde nämlich in diesem Jahre die Feier der ersten hl. Kommunion festlich begangen. Die

Zahl der Erstkommunikanten war zwar heuer nicht sehr groß (1 Mann, 5 Knaben, 11 Mädchen und 3 Frauen), aber die kleine, auserlesene Schar machte die Festfreude nur um so trauter und anheimelnder. In welcher Weise jede einzelne Seele sich auf diesen schönsten Tag ihres Lebens vorbereitet, das entzieht sich zumeist dem menschlichen Auge. Gott allein, der Herzenskundige, kennt all die guten Vorsätze, all die kleinen Opfer, die da im Stillen gelebt werden. Immerhin waren wir Zeugen, wie die Erstkommunikanten gern früher aufstünden, um zwei hl. Messen beizuwohnen, und in vielen Dingen, in denen sie sich sonst mehr gehen ließen, sich nach Kräften selbst zu überwinden suchten.

Endlich war der heißersehnte Tag erschienen. Früh gegen 7 Uhr setzte sich von dem Kirchenportal aus, welches Pater Benno, der Vorstand der hiesigen Knabenschule, recht geschmackvoll geschmückt hatte, der Zug in Bewegung, der die glücklichen Erstkommunikanten abholen sollte, voran das Kreuz, die Schulknaben und Mädchen, dann die Marienhausmädchen mit ihren betr. Fahnen, zuletzt der Priester im schönsten, weißen Messgewand unseres Kirchleins mit Acolythie. Den Erstkommunikanten schritten zwei kleine weißgekleidete Knaben als kerzenträgende Engeln, den Erstkommunikantinnen zwei kleine Mädchen als Lilientragende Engeln voran.

Die hl. Messe begann, der ehrw. Br. Gerold, der Katechet von Ezenstochau, betete langsam Kommuniongebete vor. Nach dem Evangelium hielt der hochw. Celebrant, P. Balduin, der den Kommunionunterricht erteilt hatte, mit bewegter Stimme eine herzliche Ansprache, in welcher er die Kinder auf ihr großes Glück hinwies und sie aufforderte, den lb. Heiland besonders um die Gnade der Beharrlichkeit zu bitten. Auch sollten sie oft dem Tische des Herrn nahen und deshalb alle in die Herz Jesu-Bruderschaft eintreten, welche bekanntlich den häufigen Empfang der hl. Sakramente unter unsern schwarzen Christen so sehr fördert. Die Worte des hochw. Herrn waren so herzlich und ergreifend, daß selbst einige der älteren Marienhausmädchen in Erinnerung an ihre eigene erste hl. Kommunion sich der Tränen nicht erwehren konnten.

Nun kam der erhebende Augenblick der hl. Kommunion. In tiefster Sammlung schritten zuerst die sechs Erstkommunikanten, gleichzeitig die Kniebeugung machend (ein ebenso erbaulicher als schöner Anblick) zur Kommunionbank, dann die elf weißgekleideten Mädchen und drei Frauen in 2 Reihen. Ihnen folgten die beiden Klostergemeinden der Brüder und Schwestern, und dann eine große Schar von Gläubigen, wohl der größte Teil unserer bereits kommunizierenden Christen. So zahlreich hatten sie der Aufforderung, sich an der ersten hl. Kommunion der Kinder zu beteiligen, Folge geleistet. Tags zuvor hatten beide hochw. Missionäre Stunde um Stunde im Beichtstuhl geseffen. Das war eine wahre Herzensfreude für den Pfarrer und Rektor hiesiger Station, den Ehrw. Vater Gerard, welchem nie wohler ums Herz ist, als wenn er seinen Beichtstuhl von schwarzen Christen umlagert sieht, und sollte es selbst tief in die Nacht hinein dauern, wenn nur alle kommen.

Wie werden bei der hl. Kommunion alle von Herzen für diese jungen Schäflein der Herde Christi gebetet haben, daß keines derselben in den unausbleiblichen Versuchungen und Kämpfen des Lebens dem

guten Hirten verloren gehe! In der Heidenmission trägt, wie schon oft bemerkt, die erste hl. Kommunion vielfach einen ganz andern Charakter, als in christlichen Ländern. Ergraute, bärtige Männer, Frauen und Greisinnen teilen mit zarten Kindern das Glück der ersten hl. Kommunion. So nahte diesmal in Ezenstochau eine etwa vierzigjährige Mutter Aniceta mit ihrem 15-jährigen Töchterlein Pia zugleich zum ersten Male dem Tische des Herrn. Das war für beide eine ganz einzige Freude: Mutter und Kind fanden sich am Herzen des Heilandes. Auch ein verlorenes Schäflein war wieder reumütig zum guten Hirten zurückgekehrt, Agatha, ein einstiges Schulmädchen, das leider vor Jahren die Schule verlassen hatte und auf Abwege geraten war. Wohl erfüllte ihre Seele tiefe Beschämung, als sie ihre ehemaligen Schulfreundinnen im weißen Kleide sah, das auch sie einst mit Ehren getragen hatte, doch wurde diese ihre Trauer durch die Freude der Wiederver söhnung mit Gott und neu erlangten Herzensfrieden, gemildert.

Nach längerer, inniger Dankagung wurden die Erstkommunikanten in die mit frischem Grün und Fähnchen geschmückte Schule zurückgeleitet, wo sie gemeinsam ihr bescheidenes Frühstück einnahmen. Den ganzen Tag verbrachten sie sodann in frommem, fröhlichem Zusammensein, abwechselnd die Kirche besuchend oder heilige Lieder singend. Auch die beiden hochw. Missionäre beglückten sie längere Zeit mit ihrem Besuche. Die Kinder unserer Station aber wetteiferten untereinander, die lb. Erstkommunikanten zu beglückwünschen und ihnen kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen. Die meisten gaben ihnen Heiligenbildchen, manche auch einige Früchte oder ein Taschentüchlein, was für ein armes Kaffertkind schon einen Reichtum bedeutet.

Auch unterließen es die Erstkommunikanten nicht, unsere gute, franke Walburga, die nun schon seit mehr als zwei Jahren an den Folgen der erlittenen Brandwunden beständig bettlägerig ist, zu besuchen. O wie bereitete dies dem guten Kinde, welches vor 2 1/2 Jahren noch frisch und gesund seine eigene erste hl. Kommunion gefeiert hatte, eine herzliche Freude, zumal da ihm selbst in der Frühe die hl. Kommunion gebracht worden war.

Von der Erlaubnis, auch am Montag und Dienstag zu kommunizieren, machten die Erstkommunikanten mit wahrer Herzensfreude frommen Gebrauch.

So war die erste Woche des schönen Rosenkranzmonats eine Gnadenwoche für ganz Ezenstochau. In den ersten Tagen derselben erfüllten sich die beiden Klostergemeinden von neuem mit dem Geiste ihres hl. Berufes; der darauf folgende Samstag und Sonntag verfehlte die ganze schwarze Gemeinde in eine erhobene, fromme Stimmung durch den eifrigen Empfang der hl. Sakramente und durch den Anblick und das schöne Beispiel der Erstkommunikanten. Nun möge der lb. Gott die Früchte seiner Gnade uns allen treulich bewahren helfen!

Kirchweihe in Mariatal.

Von Rev. P. Eucharis, O. C. R.

Der freundlichen Einladung des P. Solanus, Rektors von Mariatal, folgend begab ich mich am 13. Dezember v. J. von Lourdes in Begleitung des eingeborenen Priesters, P. Mloysius Acabi, dorthin. Der Weg war herzlich schlecht, denn es hatte mehrere Tage hinter-

einander „afrikanisch“ geregnet. Doch da wir gute Pferde hatten, gelangten wir Donnerstag gegen Mittag nach Mariatal.

Wir trafen daselbst viele Christen. Am selben Tage hatte nämlich P. Ambrosius, einer unserer ältesten Missionäre und Rektor von Detting, eine dreitägige hl. Mission begonnen zur Vorbereitung auf die Kirchweihe. Diese Idee entzückte mich! Und wie prächtig waren die schwarzen Christen dem Rufe der Gnade gefolgt! Da sehen wir einen, der 7 Jahre seinen christlichen Glauben nicht mehr ausgeübt, hier einen, der es 3 Jahre nicht mehr getan. Hier werden uns mehrere Pärchen gezeigt, welche in verbotener Ehe lebten, da kommt ein Mann, der bei den Leuten im Verdacht steht, ein Zauberer zu sein etc. — Sie alle kamen und fanden gewiß Verzeihung beim liebevollen göttlichen Herzen Jesu und den Frieden ihrer Seele. Ohne Zweifel war die Mühe und Arbeit der fünf Patres groß, — denn außer den Genannten waren auch noch die P.P. Beda und Hieronymus zur Hilfe herbeigezogen — aber auch groß war der Trost, den die Seelen im Richterstuhl der Barmherzigkeit empfangen.

So kam der Sonntag Gaudete heran, ein wahrer Freudentag für Brüder und Schwestern, nicht weniger als für die schwarze Christengemeinde. An die Stelle der im vorigen Jahre durch Brand zerstörten Lehmkirche war eine neue getreten, und, sagen wir es gleich, es ist ein würdiges Gotteshaus. Ich mache die verehrten Leser neugierig und höre die Frage: Aus welchem Material besteht denn die neue Kirche? — Nun, sie ist ganz aus Wellblech und innen mit Ziegel ausgemauert. Durch die seitwärts vom Altar angebauten Brüder- und Schwesternhöfe kommt die Kreuzesform zum Ausdruck.

Eine gefällige Apsis, in der der Altar bequem Platz hat, ein kleiner Vorbau beim Haupttor und ein schmuckes Türmchen heben sehr das Äußere des Kirchleins. Was mir auch sehr gefallen hat, ist der Umstand, daß für Ventilation der Kirche gut gesorgt ist, eine wichtige Sache namentlich in hiesigem Klima.

Um 9 Uhr begann die Benediktion der neuen Kirche durch P. Prior von Mariannhill unter Assistenz des P. Augustin und meiner Wenigkeit. Daran schloß sich das feierliche Hochamt, welches der Stationsrektor mit genannter Assistenz hielt. Der Chor der Schulkinder sang eine lateinische Messe ganz befriedigend, während P. Ambrosius den Introitus usw. aus dem Missale rezitierend vortrug. Im Hochamt fand auch Generalkommunion statt. Da kamen sie, die vielen Jünglinge und Männer, Jungfrauen und Frauen, um das Fleisch und Blut des menschengewordenen Gottesohnes zu empfangen zur Stärkung für die fernere irdische Pilgerreise. Es war ein erhebender Anblick! — Nach dem Hochamt wurde gleich der sakramentale Segen gehalten.

Nachmittags 2 Uhr begann die Weihe des neuen Kreuzweges durch P. Prior unter Assistenz der PP. Augustin und Aloysius. Da wir auch bei dieser Gelegenheit alles nach kirchlicher Vorschrift machen wollten, so hieß es: Wer singt das Veni Creator, das Vexilla regis, das Stabat mater und das Te Deum? Dem allzeit hilfsbereiten P. Ambrosius und mir fiel die Rolle der Kantoren zu. Aber o nehm! Wohl haben wir die Texte, doch fehlen uns die Noten! Da hieß es nun aus dem Gedächtnis singen und es ging — gut. Als wir zuletzt zum Te Deum gekommen waren, flüsterte mir mein verehrter Mitkantor zu: „Bis jetzt

ist's gut gegangen, aber nun mit dem Te Deum? Rezitieren wir es einfach!“ — Doch wir haben auch das Te Deum gesungen und es ist ebenfalls gut gegangen bis auf eine Stelle, wo sich eine kleine Disharmonie bemerkbar machte. Nie werde ich den viel-sagenden Blick vergessen, den mir da mein teurer Mitbruder zuwarf und der mir sagte: „Hast Du es jetzt?“ —

Für die schwarzen Christen war nach der Feier eine kleine leibliche Stärkung verabreicht worden, die sie wohl verdient hatten und sich auch gut munden ließen. Danach rückte der katholische Chieff mit sämtlichen verheirateten Männern an — denn nur sie haben nach kaffrischem Gebrauch das Recht, bei dergleichen Gelegenheiten aufzutreten — und statete im Namen der ganzen schwarzen Christengemeinde den herzlichsten Dank ab für Alles. Mit einer Mahnung, seitens des P. Rektor, die Gnaden, welche sie in den letzten Tagen so reichlich empfangen, treu zu bewahren und wahrhaft christlich auch in Zukunft zu leben, schloß die Feier der Kirchweihe.

Rückkehr des hochwürdigsten Herrn Bischofes Dr. Heinrich Delalle, O. M. J.

Wie in der Januar-Nummer des Bergzweimicht berichtet wurde, reiste Bischof Dr. Delalle am 16. August 1906 zugleich mit unserm Ehrw. Vater Administrator nach Europa, woselbst er u. a. Mitte September v. J. zu Cîteaux dem Generalkapitel unseres Ordens be- wohnte und anfangs Oktober eine sehr ehrenvolle Audienz beim hl. Vater in Rom hatte.

Am 23. Dezember v. J. erfolgte seine Rückkehr nach Natal. Als Vertreter des Missionsklosters Mariannhill hatten sich zu seinem Empfang der Hochw. P. Subprior Dr. Fabian Dutler O. C. R. und Br. Edward Streicher am Hafen in Durban eingefunden. Der Hochw. Herr Bischof zeigte sich darüber hoch erfreut und versprach, bald nach den Weihnachtsfeiertagen, noch bevor er nach Marienburg reise, zu einem Besuch nach Mariannhill zu kommen.

Freitag, den 4. Januar l. J. traf er gegen halb 6 Uhr abends bei uns ein. Die Trappistengemeinde erwartete ihn in der Kirche, woselbst er nach einer kurzen Adoration des Allerheiligsten den Manual-Segen erteilte.

Die hl. Messe las er am nächsten Morgen im Schwesternkonvent und reichte dabei der ganzen Gemeinde die hl. Kommunion. Kurz darauf war feierliche Begrüßung im Kapitelsaal. Die Schwestern trugen zunächst ein passendes vierstimmiges Lied vor, und eine aus ihrer Mitte verlas eine Begrüßungsrede. Der hochwürdigste Herr dankte ihnen in freundlichster Weise sprach die Hoffnung aus, das neue Jahr —, wozu er ihnen nachträglich die besten Glück- und Segenswünsche überbringe — möge schon deshalb ein gutes und gnadenreiches für sie werden, weil in demselben der Ehrw. Vater die vor kurzem erfolgte päpstliche Bestätigung ihrer Konstitutionen mitbringen werde.



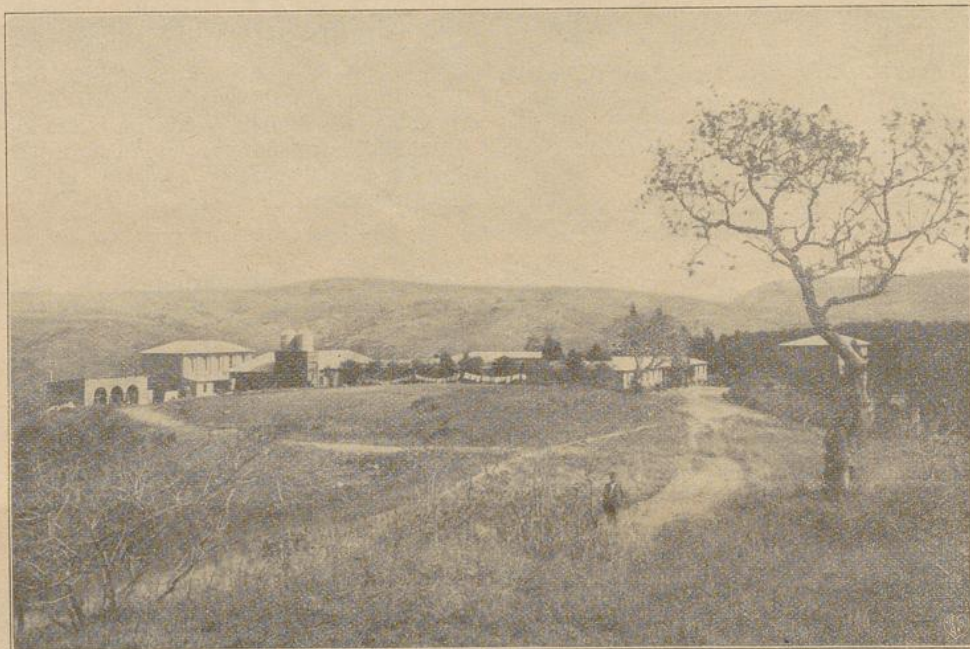
Bischof Delalle, D. D. O. M. J.
Apostol. Vikar von Natal.

Ferner ermahnte er sie, durch Gebet, Arbeit und Tugenden jeglicher Art Gottes reichsten Segen auf das gemeinsame große Missionswerk herabzurufen, und spendete ihnen zum Schluß den heiligen Segen.

Schon um 10 Uhr vormittags war die Stunde des Abschiedes gekommen, da der hochwürdigste Herr Bischof noch am gleichen Tage in Marienburg ein treffen wollte. Die Chorreligiosen der Trappistengemeinde hatten sich vor der Abtei versammelt. In einer kurzen Anrede sprach der Hochwürdigste offen aus, er sei stolz auf Mariannhill und dessen schöne Mission, und ermahnte uns sodann zur treuen Pflege

Das Hochamt begann. Sofort wurde Germana unruhig, schnitt Grimassen und begann zu schwätzen. Die Unruhe wuchs; beim Evangelium konnte man sie schon kaum mehr halten.

Der Priester verlas nun das Sonntags-Evangelium und begann die Predigt. Er nahm Anlaß von der im Evangelium erzählten Begebenheit, wo die Jünger von ihrer ersten Missionsstätigkeit zurückkehrend dem Heiland berichten: „Sogar die Dämonen gehorchen uns (Lukas 10, 17), sowie von Matthäus 17, 20, wo der Heiland sagt: „Diese Art fährt nicht aus, als durch Gebet und Fasten.“



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Die Missionsgebäude der Schwestern vom kostbaren Blute liegen ca. 20 Minuten von Mariannhill entfernt auf einer Anhöhe.

der Fundamental-Tugenden des klösterlichen Lebens, nämlich der Demut, der Liebe und des Gehorsams. Den heiligen Segen, den er uns zum Abschied spenden wollte, erteile er nicht so fast in seinem Namen, als vielmehr im Namen des Heiligen Vaters in Rom. Papst Pius X. kenne und liebe Mariannhill und hege das wärmste Interesse für dessen materielles und geistiges Wohl.

Unter Glockengeläute verließ uns sodann der hochwürdigste Herr, in der ganzen großen Doppelgemeinde ungeteilte Freude zurücklassend über den überaus gnädigen und freundlichen Besuch.

Germana.

(Fortsetzung.)

Sonntag, der 26. August 1906, wird den Bewohnern St. Michaels unvergeßlich bleiben für immer. P. Erasmus, durch das Vorhergehende schon auf manches gefaßt, ließ Germana zum sonntägigen Gottesdienste in die Schwesternkapelle bringen, welche unmittelbar an das Presbyterium der Missionskapelle angebaut ist. Ein großes Mädchen und eine Schwester standen an ihrer Seite in der hinteren Ecke.

Da ging nun aber bei dem besessenen Mädchen der Spektakel los. Sie schrie, klatschte in die Hände und lachte, knirschte mit den Zähnen, schäumte, schimpfte und raste. Flugs war sie sodann unter schallendem Gelächter und fortwährendem Toben vor der Kirchentüre.

P. Erasmus hielt etwas inne und befahl Germana, wieder hereinzukommen. Sie kam und mußte nun in der ersten Bank der Schwesternkapelle zwischen zwei Schwestern Platz nehmen. Sie stand auf dem Kniebänkehen, — zum Knien weigerte sie sich — schnitt Grimassen und knirschte mit den Zähnen.

Der Prediger fuhr fort und ermahnte die Gläubigen zu Gebet und Wachsamkeit, damit sie nicht in die Sünde und die Schlingen des bösen Feindes fielen, denn der Satan sei ein Lügner, der alle Menschen versucht und durch eitles Blendwerk zu verführen trachte.

Da schlug Germana auf die Bank, warf Bücher in die Kirche heraus und schrie: „Amanga, Lüge!“ „Schweige“, herrschte sie der Priester an, „und bekenne die Wahrheit!“

„Ja, alles ist Wahrheit!“ bekannte nun das Mädchen mit lauter Stimme.

Der Prediger fuhr fort, die Art und Weise zu schildern, wodurch der böse Feind die Menschen be-

trüge: durch Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens, und daß viele von ihm sich täuschen ließen, in Sünden dahinlebten und dieselben in der Beichte verschwiegen.

„Beichtet nicht!“ schrie Germana dazwischen.

Der Prediger gebot Ruhe und fuhr in seinem Thema fort: „Jeder, der Sünde tut, ist ein Sklave der Sünde und des bösen Feindes. Ach, wie viele solcher Sklaven gibt es doch in der Welt! Sie sind blind und verstockt, gehen unwürdig zu den heiligen Sakramenten und häufen so ein Sakrilegium auf das andere.“

„Verschweigt nur alles! Lügt recht beim Beichten.“

„Tula, schweige mit solchen Reden und bekenne vielmehr die Wahrheit!“

das sind die Tage des Heiles. Kommet, laßt sie uns benützen! . . . Ziehet aus den alten Menschen samt all seinen Werken und ziehet an den neuen Menschen, der nach Gott erschaffen ist in Gerechtigkeit und wahrer Heiligkeit!“

Nun tobte Germana ganz unsinnig und schrie: „Amanga, lauter Lug und Trug! Tuet das ja nicht!“

Der Prediger gebot ihr Schweigen und beschwor nun die Anwesenden beim bitteren Leiden und Sterben des Herrn und seinem kostbaren Blute wahre Buße zu tun, im Geiste am Kreuzesfuße niederzuknien und hier in Demut und Bekenntnis des Herzens das Gewissen zu erforschen. . . .

Germana aber schrie dazwischen: „Du gebietest mir immer zu schweigen und greiffst mich sofort wie-



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Heidenschule in St. Michael.

Da unter den Heiden, welche unsere Schule besuchen, recht oft Erwachsene, selbst ältere Personen sich befinden, welche nicht mehr gerne zwischen die kleinen Schulkinder in die Bank hineinsitzen, so werden diese sogenannten Heidenschulen meistens im Freien oder eventuell unter einem Schutzdache abgehalten, was diesen Naturkindern besser behagt, als das Sitzen in dem engen Schulzimmer.

„Ja, alles, was du sagst, ist Wahrheit.“

Der Prediger fuhr fort: „Ich lege euch vor Leben und Tod; wählet! Wer das Leben liebt und gute Tage sehen will, der wende sich ab vom Bösen und tue das Gute. . . . Glaubet an Gott, liebet und ehret ihn und haltet alle seine Gebote!“

Germana knurrte und bellte, äßte die Worte spöttisch nach, streckte die Zunge heraus und schrie: „Was heißt glauben? Gott? Was ist Gott? Wo ist Gott? Du hast Gott nicht gesehen; wie kannst du sagen, daß ein Gott ist?“

„Schweige, du unreiner Geist, und sprich die Wahrheit aus!“

Germana: „Ja, es gibt einen Gott! Er ist im Himmel und überall, und ich habe ihn gesehen.“

P. Erasmus mahnte nun die Gläubigen zur Buße und Besserung zu einer guten Beicht und aufrichtigen Rückkehr zu Gott. „Jetzt ist die Zeit der Gnade, und

der an. Ach, ach! So ein langes Evangelium heute und nun dieses lange, lange Ukushumayela (Predigen)! Hör doch einmal auf, du quälst mich!“

Der Priester ließ sich natürlich dadurch nicht irre machen. Er stellte ihnen nun den Heiland als guten Hirten vor, erinnerte sie an seine Liebe, Güte und endlose Barmherzigkeit. Er mahnte zu Gottesfurcht, zu festem Glauben und einem reinen, keuschen Lebenswandel. . . .

Da war die Besessene aber kaum mehr zu halten, schnitt Grimassen ohne Ende und schrie dazwischen: „Amanga, Lüge! Tut das ja nicht!“ Auf den Befehl des Priesters aber schwieg sie oder bekannte, wenn auch mit Wut und mit großem Widerstreben die Wahrheit. Dann knurrte, brummte und bellte sie wieder, fluchte und fl. tschte die Zähne.

Bei der Mahnung, auch die Kirchengebote zu halten, den Sonntag zu heiligen und speziell rechtzeitig

zur hl. Messe zu kommen, schrie sie überlaut: „Tut das ja nicht! Kommt erst, wenn die Wandlung vorüber ist, schwächt und lacht in der Kirche und läuft mitten im Gottesdienst wieder hinaus! — O, deine Predigt dauert so lange! Wann hörst du denn endlich einmal auf?“

Wenn von der Hölle die Rede war, lachte sie ganz unbändig und klatschte vor Freude in die Hände. Einmal schrie sie auch: „Macht lauter Scheinbeichten! Bereitet euch absolut nicht darauf vor, erforschet kein Gewissen, erweckt keine Reue und macht keinen Vorsatz, so werdet ihr in den Himmel eingehen!“

Zum Schluß forderte der Prediger die Anwesenden auf, mit ihm niederzuknien und Gott feierlich Besserung zu geloben. Alles erhob sich und kniete nieder. Der Priester aber betete dem Volke kräftige Weihegebete vor, erneuerte die Taufgelübde und schloß mit der Anrufung der Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau Maria — es war an jenem Sonntag gerade das Fest vom unbesleckten Herzen Mariä — des hl. Erzengels Michael, des Schutzpatrons der Station, und aller Engel und Heiligen.

Die Besessene aber schrie schäumend vor Wut: „Wir können nicht niederknien, wir können Gott keine Ehrfurcht erweisen! Ich kann nicht anbeten. O wie lange sprichst du. Macht es alle wie ich und verschreibt euch an Satan! Beim Amen streckte sie die Zunge heraus und schrie grimmig und bissig: „Ja! Amen, Amen, Amen!“

Wohl selten hat eine Predigt auf unserer Missionsstation solchen Eindruck gemacht, wie diese. Alle Anwesenden waren aufs tiefste erschüttert, und man sprach noch lange von dem Ukushumayela des Umkundisi (Missionärs) und dem Widerspruch der Besessenen in der Kirche von St. Michael.

Der Priester setzte nach der Predigt die hl. Messe fort, und stimmte das „Credo“ an. Da knurrte,

winfelte und bellte sie bei jedem Satz. Beim *Ei carnatus est* brüllte sie wie ein wilder Stier, tobte und knirschte mit den Zähnen.

Mitten unter der Opferung erhob sich Germania frei vom Boden, schwebte in einer Höhe von 1½ bis 2 Meter über die Armlehne der Kniebänke hinweg und ließ sich im Presbyterium hinter dem Ministranten lachend und neckend nieder. Wie ging das zu? — Ein ernster, gebietender Blick des Priesters brachte sie wieder auf ihren Platz zurück.

Etwas später drehte sie sich um, wandte den Rücken gegen den Altar und sprach, sich tief verbeugend: „Ungikuleka mina, bete mich an“; auf die ernste Mahnung des Priesters, sich umzuwenden und Gott anzubeten, nahm sie zwar wieder die Stellung gegen den Altar ein, sagte aber: „Ich kann Gott keine Ehre erweisen, es geht nicht.“

Je näher die Konsekration kam, desto mehr knirschte, brummte und tobte sie. Dazwischen spottete sie auch über die Zerstretheit einiger Anwesenden und schnitt Grimassen.

Beim sakramentalen Segen, der auf das Hochamt folgte, war sie verhältnismäßig ruhig, wandte aber das Gesicht grimmig vom Allerheiligsten ab. Beim *Tantum ergo* knirschte sie wieder vor Wut und schrie abermals: „Wir können nicht niederknien, wir können nicht anbeten!“ Bei der Inzensation rief sie dem Priester zu: „Hör auf mit deinem Rauch!“ und fügte dann eine Gotteslästerung bei, die wir nicht wiedergeben können.

So verlief dieser sonntägliche Gottesdienst unter beständigen Störungen. Der Eindruck auf alle Anwesenden, zumal auf die Schwarzen, war ein tiefer und langanhaltender. (Fortf. folgt.)

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

Mit Erlaubnis des Verfassers.

(Fortsetzung.)

Stammt der Mensch vom Affen ab?

Später, im Sommer 1889 erklärte der selbe Virchow auf dem Anthropologen-Kongreß zu Wien:

„Als wir in Innsbruck vor zwanzig Jahren zusammen waren, war gerade die Zeit, wo der Darwinismus seinen ersten Siegeslauf durch die Welt geholt hat, und mein Freund Vogt sofort mit großer Lebendigkeit in die Reihen der Kämpfer für diese Lehre einsprang. Wir haben vergeblich jene Zwischenglieder gesucht, welche den Menschen mit dem Affen direkt verbinden sollen, der Vormensch, der eigentliche Proanthropos, ist noch nicht gefunden. Für die Anthropologie ist der Proanthropos überhaupt kein Gegenstand der Erörterung. Der Anthropologe kann vielleicht im Traume den Proanthropos sehen, aber im Wachen wird er nicht sagen, daß er ihm nahe getreten sei. Damals in Innsbruck sah es so aus, als würde es im Sturme möglich sein, den Descendenzgang vom Affen zum Menschen zu konstruieren. Jetzt aber können wir nicht einmal die Descendenz der einzelnen Rassen von einander ermitteln. Im Augenblick können wir sagen, daß unter den Leuten aus alter Zeit sich keine gefunden haben, die etwa den Affen näher standen als wir. Gegenwärtig kann ich sagen, gibt es auf dieser Welt keinen absolut unbekannten Volksstamm. Am unbekanntesten sind die Völker des Zentralgebirges von Malacca, aber sonst kennen wir die Feuerländer ebenso gut wie die Eskimo, die Baschkiren, die Polynesier und Lappen.“

(Fortsetzung folgt.)



Opferhase.

St. Josephsgärtchen.

Vermählung des hl. Joseph.

(Fortsetzung.)

Es waren — so erzählt Anna Katharina weiter — noch sieben andere Jungfrauen, welche der Vermählung wegen mit Maria aus dem Tempel entlassen werden sollten. Die hl. Anna war bei dieser Gelegenheit in Jerusalem.

Maria verlangte nicht aus dem Tempel, doch es ward ihr gesagt, sie müsse vermählt werden. Ich sah,



Aus B. Kählen's Kunstverlag, M. Gladbach.

Flucht nach Aegypten.

wie ein alter, vornehmer Priester, der nicht mehr gehen konnte, in das Allerheiligste getragen wurde. Es wurde ein Lammopfer dargebracht. Der Priester betete vor einer Rolle sitzend, und in einem Gesicht wurde seine Hand auf die Stelle des Propheten Jesaias gelegt, wo von der Wurzel Jesse, aus der ein Zweig aufblühen soll, geschrieben steht. (Jf. 11, 1.)

Darauf sah ich alle unverheirateten Männer aus dem Stamme Davids zum Tempel gerufen werden. Viele erschienen in festtäglichen Kleidern, und Maria wurde ihnen vorgestellt. Ich sah Einen darunter aus der Gegend von Bethlehem, einen sehr frommen Jüngling, der immer sehr darum betete, zur Ankunft des Messias beitragen zu dürfen. Er trug ein großes Verlangen, mit Maria vermählt zu werden.

Da aber Maria weinte und keinen Mann verlangte, sah ich, daß der Hohepriester allen den Männern Zweige gab, und daß jeder seinen Zweig während des Gebetes und Opfers in der Hand halten mußte. Dann wurden alle Zweige in das Heiligste gelegt, weil der, dessen Zweig erblühen würde, der Mann Mariens werden sollte. Jener Jüngling schrie indessen draußen in einer Halle des Tempels mit ausgebreiteten

Armen zu Gott und weinte sehr, als sein Zweig und alle andern nicht geblüht hatten. Die Männer verließen darauf den Tempel, und der Jüngling begab sich auf den Berg Karmel, wo seit Elias immer Einsiedler wohnten, und lebte dort im Gebet nach dem Messias.

Ich sah aber, daß die Priester nochmals allerlei Rollen nachschlugen, ob nicht noch ein Nachkomme Davids da sei, der fern geblieben. Und da sie sechs Brüder von Bethlehem angezeichnet fanden, von denen einer unbekannt und verschollen war, forschten sie diesem nach und entdeckten so den Aufenthalt Josephs, sechs Meilen von Jerusalem bei Samaria in einem Dörthen an einem kleinen Fluß, wo er unter einem Meister Zimmermannsarbeit trieb. Er wohnte hier in einem Häuschen am Wasser allein.

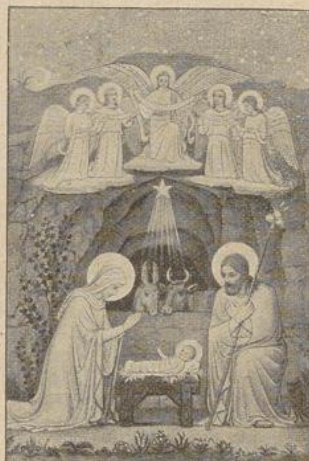
Es wurde ihm angezeigt daß er zum Tempel kommen müsse. Er kam in seiner besten Kleidung. Auch ihm wurde ein Zweig gegeben, und da er ihn auf den Altar legen wollte, blühte oben eine weiße Blume wie eine Lilie heraus, und ich sah Licht wie den heiligen Geist über ihn kommen. Man führte Joseph sodann zu Maria in ihre Kammer, und sie nahm ihn an als ihren Gemahl.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Stück aus der Geschichte der Wirksamkeit des heiligen Joseph.

Die Diocese Münster feiert am 4. Sonntage in der Fasten das Schutzfest des heiligen Joseph, des Nährvaters Jesu. Folgende Geschichte schließt sich diesem Feste wohl an. In einem kleinen Dorfe,

welches nahe bei einer großen Stadt liegt, war eine Kapelle zu Ehren des heiligen Joseph. Vinzenz, der vortreffliche Seelsorger der Dorfgemeinde, hatte die Mittel durch milde Beiträge erbracht. Jetzt aber, als man zur inneren Einrichtung schreiten wollte, fehlten die nötigen Summen. Voll gläubigen Vertrauens betete der fromme Priester täglich zu Gott und ging die Fürbitte des heiligen Joseph an, um Abhülfe in dieser Bedrängnis.



B. Kählen, M. Gladbach.

Grotte zu Bethlehem.

Da kam eines Tages zum Dorfpfarrer ein Fremder, welcher sich ihm als einen Einwohner der nahen Stadt vorstellte und ihm tausend Mark überreichte für die innere Ausstattung der Kapelle, jedoch unter der Bedingung, daß der Name des Gebers verschwiegen bleiben müsse.

In der Freude seines Herzens, in seinem heiligen Eifer, welcher gewohnt war, Gott stets die erste Ehre zu spenden, richtete Vinzenz, Tränen in den Augen, zunächst einen dankbaren Blick zum Himmel. Hierauf dankte er in berebten Worten dem edlen Geber.

„Ja, ja,“ begann der Fremde gerührt, „nächst dem lieben Gott verdanke ich gewiß der Fürbitte des heiligen Joseph meine gegenwärtigen, glücklichen Verhältnisse. Hören Sie meine einfache Lebensgeschichte! Der heilige Joseph ist mein Namenspatron. Schon aus diesem Grunde, und weil auch meine Mutter, eine fromme Witwe, das vollste Vertrauen auf diesen Heiligen setzte, ward ich als Kind veranlaßt, die Fürbitte des heiligen Joseph anzurufen. Meinen Vater hatte ich nie gekannt, meine Mutter lebte in größter Dürftigkeit. Als ich der Schule entwachsen war, wollte sie mich bei einem christlichen Meister unterbringen, bei welchem ich, natürlich ohne Lehrgeld, das Schlosserhandwerk erlernen sollte. Gemeinsam mit meiner Mutter verrichtete ich eine neuntägige Andacht, die Fürbitte des heiligen Joseph zu erlangen. An dem, in der Andachtszeit liegenden Sonntage, hatten wir die heilige Kommunion empfangen. Wir waren gerade vom Hauptgottesdienste unserer Pfarrkirche nach Hause gekommen, als Schlossermeister Lebrecht nach uns sandte. Lebrecht war einer der reichsten und angesehensten Bürger meiner Heimatstadt, ein wegen seiner tiefreligiösen Gesinnung, wegen seines biedereren Charakters allgemein geachteter Mann. Zu ihm mich in die Lehre zu tun, würde meine Mutter wohl den Wunsch, aber nicht den Mut gehabt haben, wenn er sich nicht selbst zum Lehrherrn ohne jegliche Schadloshaltung angeboten hätte.“

„Nachdem ich während der Lehrzeit etwas Tüchtiges erlernt hatte, ging ich in die Fremde. Wenn ich jetzt auf die Jahre meiner Wanderschaft mit ruhigem Bewußtsein zurückschauen kann, so verdanke ich dies zweifelsohne dem heiligen Joseph, welchen ich täglich um seine Fürsprache anflehte. Gewiß erwirkte mir mein heiliger Taufpatron die göttliche Gnade, welche meine Seele beschützte vor den Verführungen, vor augenscheinlicher Todesgefahr. Der Mutter zulieb, welche alt und gebrechlich ward, kürzte ich meine Wanderzeit ab und kehrte in meine Vaterstadt zurück, zumal ich bei Meister Lebrecht als Geselle eintrat und so reichlichen Verdienst fand, daß ich meine Mutter ausgiebiger unterstützen konnte, als während meiner Wanderjahre geschehen. Freilich, als selbständiger Meister einen eigenen Herd zu gründen und die gute Mutter zu mir zu nehmen, dazu mangelten mir die Mittel und bei den damaligen Verhältnissen auch alle Aussichten zum Erwerbe derselben.“

„Ich hatte einen reichen Taufpathen. Der lebte zwar noch, hatte aber meine liebe Mutter nie unterstützt und durch sein kühles Betragen mich stets von sich fern zu halten verstanden. Desto überraschter war ich, als er eines Tages mich zu sich rufen ließ. Ich traf den alten Mann im Bette liegend und recht schwach. Mit Tränen in den Augen bekannte er, daß er seine Pflichten als mein Taufpate gegen mich gänzlich außer Acht gelassen habe, während er Vaterstelle an mir hätte vertreten sollen. Da er sich sehr krank fühlte und

glaubte, daß er bald sterben werde, wollte er meine und durch mich meiner Mutter Verzeihung erlangen. Er hatte, wie er mir sagte, sein großes Unrecht gegen mich durch ein ansehnliches Vermächtnis wenigstens teilweise gut zu machen gesucht, zumal er nicht Frau und Kinder, nicht nahe Verwandte hinterließ.“

„Ich war sichtlich bewegt; ich suchte dem Kranken neuen Lebensmut einzufloßen; ich versicherte ihm, daß ich ihm stets mit Achtung und Liebe angehangen, und daß ich auch ohne diese gütige Vorsorge für mich, ihm immer ein dankbares Andenken bewahren würde. Mein Taufpate aber wehrte mir sanft ab. Ueber ihn hatte die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters auf wunderbare Art gewaltet. Bei zwanzig Jahren hatte er noch seiner Mitteilung keine Kirche besucht. Am verfloßenen Sonntage jedoch hatte ihn ein plötzlicher Platzregen genötigt, in ein Gotteshaus einzutreten. Er hatte seinen Schirm vergessen, war weit von seiner Wohnung entfernt und mochte während des Tages nie ein Wirtshaus besuchen. In der Kirche stand ein ehrwürdiger Priestergrais auf der Kanzel und predigte vom heiligen Joseph, dessen Schutzfest an jenem Tage gefeiert wurde. Der Prediger stellte den heiligen Nährvater Jesu hin als den Schutzpatron für Sterbende. Die Menschen indes mühten durch eifriges Streben, durch frommen Lebenswandel seine Fürsprache zu verdienen suchen. Die Ungewißheit der Todesstunde mahnte jeden Vernünftigen, seine zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen und geordnet zu erhalten, noch viel eindringlicher aber fordere diese Ungewißheit jeden wahren Christen auf, daß er durch fortwährenden Bußeifer seiner Seele die göttliche Gnade zu gewinnen, zu bewahren suche.“

„Diese schlichten Worte hatten sich als zündende Strahlen der göttlichen Gnade in sein bisher erkaltetes Herz gesenkt. Während des folgenden Hochamtes flehte er mit inniger Andacht Gott an um seinen allmächtigen Beistand, sowie den heiligen Joseph, welcher ja auch sein Namenspatron war, um seine vielvermögende Fürbitte zur gründlichen Besserung seines Lebens. Nachmittags nahm er mit seinem Pfarrer Rücksprache über seinen Seelenzustand und bereitete sich vor zum Empfang der hl. Sakramente. In den Morgenstunden des Montags söhnte er sich mit seinem Heilande an durch reumütige Beichte und heilige Kommunion. Damals schritt er zur Ordnung seiner irdischen Angelegenheiten durch lehtwillige Verfügung in rechtsgültiger Form. Ungeachtet seines Alleinstehens in der Welt, ungeachtet seines ansehnlichen Vermögens war er nicht geneigt gewesen, mit seinem Vermögen Gutes zu stiften und selbst pflichtschuldige Hülfsenden zu machen. Jetzt wollte er das Versäumte möglichst nachholen. Bereits am Mittwoch erkrankte er und am folgenden Freitag fühlte er das rasche Nahen seines Todes.“

„Die Erzählung meines Taufpaten hatte mich tief erschüttert“, fuhr der Fremde nach einer kurzen Pause fort, „auch ich hatte der bewußten Predigt beigewohnt und gute Vorsätze aus ihr geschöpft. Ich hatte meinem Taufpaten häufig der Fürbitte des heiligen Joseph empfohlen und gestand dies jetzt dem Kranken unumwunden. Mein Taufpate war zu ergriffen, um sprechen zu können. Er drückte mir warm die Hand. Am nächsten Tage traf ich ihn nicht mehr unter den Lebenden.“

„Möge ihm Gott ein barmherziger Richter gewesen sein!“ versetzte der Geistliche mit vertrauensvollen Blicke zum Himmel.

„Meine Geschichte ist nun bald beendet“, hub der Erzähler von neuem an, „mein Taufpate hat mir fünftausend Gulden zugewendet. Ich konnte nun ein Geschäft anfangen, konnte nach meiner Herzensneigung ein braves Mädchen heiraten und meine gute Mutter zu mir nehmen, welche indes bald darauf starb. Seit den dreißig Jahren meines selbständigen Schaffens hat Gottes Segen sichtbar auf mir geruht. Ich habe ein gutes Weib und wohlgezogene Kinder. Begreifen sie nun hochwürdiger Herr Pfarrer! warum ich mich dem heiligen Joseph dankbar zu beweisen gerungen fühlte.“

„Die Fürbitte des heiligen Joseph,“ entgegnete der

Pfarrer, zu welchem auch ich schon seit früher Jugend meine Zuflucht nahm, hat eine Kette von Wundern erwirkt. Der Nährvater Jesu erbat Ihrer Jugend einen frommen und tüchtigen Nährvater im Meister Lebrecht. Ihr Taufpate ward bekehrt und durch seine Bekehrung Ihr irdisches Glück begründet. Ihre Dankbarkeit hinwiederum gegen den heiligen Joseph veranlaßte Sie zu der ansehnlichen Spende für mein Kirchlein, welches ich der Fürsprache dieses Heiligen so dringend empfahl. Gott hat uns hier sichtbar gezeigt, wie es ihm wohlgefallen, daß wir seine Heiligen und besonders den heiligen Joseph verehren und in Nöten anrufen.“

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

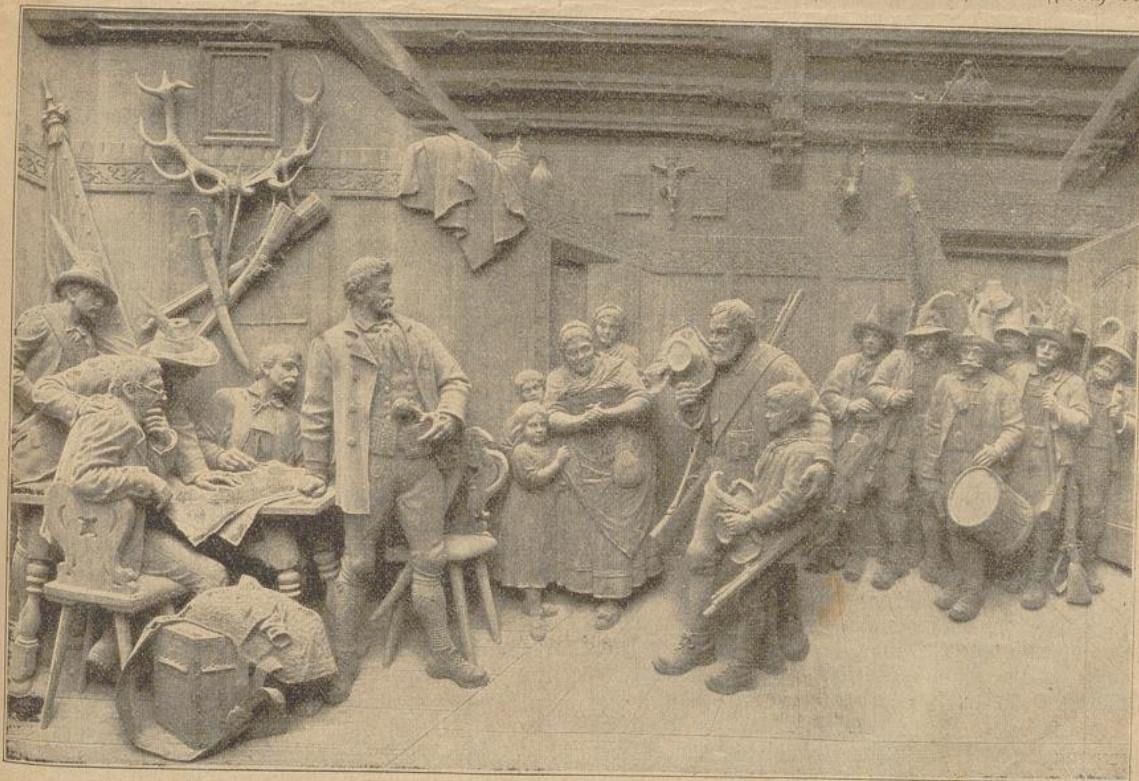
3. Kapitel.

Mopos Wagnisse im heimathlichen Kraale.

Reuend warf ich mich ins tiefe Gras hin und blieb da liegen, bis mir der Atem wieder kam; später verbarg ich mich in der Nähe eines Sumpfes im Röbriht. Hier lag ich in Gedanken versunken den ganzen Tag. Ich kam mir vor, wie ein Schafal ohne

Höhle. Was sollte ich nun tun?kehrte ich zu meinem Stamme zurück, so war mir der Tod als vermeintlichem Mörder sicher. Mein Blut mußte dann fließen zur Sühne für Nomas Blut. Doch dies wollte ich nicht, obschon mein Herz vonummer ganz gebrochen war.

Da kam mir plötzlich der Gedanke an Tschaka, den Knaben, dem ich vor Jahren einen Becher Wasser angeboten hatte. Ich hatte von ihm gehört, das ganze Land war voll von seinem Namen, alles sprach von



Speckbacher und sein Sohn Anderl 1809. Holzschnitterei von Hans Bittschmann in Innsbruck.

Die Tiroler führen ihrem Kommandanten Speckbacher seinen Sohn Anderl vor, der sich ohne Wissen und gegen den Willen des Vaters am Kampfe beteiligt hat.

ihm, und es schien, daß seine eigene Prophezeiung und das Gesicht meiner Mutter wahr werden sollten. Er war an Stelle seines Vaters Chief geworden, hatte den Stamm der Amaquaba vertrieben und lag nun eben im Krieg mit Zweete, dem Chief von Endwande. Er hatte geschworen, dessen Land so flach zu stampfen, daß kein Mensch mehr darin den alten Königsfraal finden können. Auch kam mir wieder in den Sinn, daß Ischafa versprochen hatte, mich groß zu machen; stark und fett sollte ich unter seinem Schatten werden. So wollte ich mich denn aufmachen und zu ihm gehen. Möglich, daß er mich töten würde. Was lag daran? Hier wartete, meiner ebenfalls der sichere Tod. Ja, ich wollte zu ihm gehen; doch da kam mir der Gedanke an meine Schwester Balefa, das einzige Geschöpf auf Erden, an dem ich mit aufrichtiger Liebe hing. Mein Vater hatte sie mit dem Chief eines benachbarten Stammes verlobt, doch ich mußte, daß ihr Herz dagegen war. Vielleicht war sie bereit, mit mir zu fliehen. Auf alle Fälle mußte ich es wagen, sie aufzusuchen, um ihr meinen Plan mitzuteilen.

Ich wartete, bis es Nacht wurde, kroch dann aus meinem Versteck und schlich vorsichtig wie ein Fuchs dem Kraale zu. In einem Maisfeld machte ich Halt und stillte meinen Hunger mit einigen halbreifen Maiskolben. Dann ging ich langsam weiter, bis ich endlich in die Nähe des Kraals kam. Einige Männer saßen um ein Feuer vor einer Hütte in eifrigem Gespräch begriffen. Unbemerkt schlich ich leise wie eine Schlange näher und versteckte mich hinter ihnen in einem kleinen Busche. Sie konnten mich hier nicht sehen, wohl aber hatte ich eine äußerst günstige Gelegenheit, sie zu belauschen. Wie ich vermutet hatte, drehte sich das Gespräch um mich und gar oft hörte ich meinen Namen nennen. Sie meinten, daß ich durch die Ermordung eines so berühmten Wahrsagers, wie Noma gewesen war, Unglück über ihren ganzen Stamm bringen würde, auch das Volk des fremden Viehbesizers würde sicherlich Sühne fordern für die Beleidigung ihres Chief. Endlich hörte ich, daß mein Vater alle Krieger seines Stammes aufgerufen hatte, um am nächsten Morgen auf mich Jagd zu machen und mich zu töten, wo sie mich nur immer trafen. „Nun“, dachte ich mir, „jagen könnt ihr schon, doch sollt ihr am Abend nichts in eurem Topfe haben!“

Nun erhob sich plötzlich ein Hund, der beim Feuer gelagert hatte und schnüffelte in die Luft hinein. An die Hunde hatte ich gar nicht gedacht, es fehlte mir eben damals noch an der nötigen Erfahrung. Ich konnte auch nicht sehen, welcher Hund es war, ich sah nur, wie er eine zeitlang schnüffelte und dann knurrend nach dem Versteck sah, wo ich voll Schrecken lag.

„Sieh einmal nach, weshalb denn der Hund da so knurrt,“ sprach einer zu seinem Nachbar. Doch der war eben damit beschäftigt, mit der bei den Kaffern üblichen Umständlichkeit, eine Prieße Tabak zu nehmen und rührte sich daher nicht von dem Fleck. „Wozu habe ich denn einen Hund, wenn ich den Dieb selber fangen soll?“ sagte er trocken. „Hebe einmal den Hund nach jenem Busche dort.“

Er tat es, und laut bellend kam der Hund auf mich zugerannt. Erst jetzt erkannte ich, daß es mein eigener Hund war, der gute, treue „Kus“. Nun erkannte er auch mich, hörte sofort zu bellen auf und leckte mir des Gesicht. „Ruhig, Kus“, flüsterte ich ihm zu, worauf er sich sofort an meiner Seite niederlegte.

„Was doch der Hund nur haben mag?“ fragte nun einer der Männer, „ist er den beherzt, daß er auf einmal zu bellen aufhört und nicht mehr zurückkommt? Ich muß doch sehen, was da los ist.“ Mit diesen Worten stand er auf und kam mit einem Affagai in der Hand näher.

Mein Schrecken darob war natürlich groß. Was tun? Aufstehen und eiligt davon rennen! Schon wollte ich es tun, als plötzlich zwischen mir und dem sich nahenden Mann eine große, schwarze Schlange über den Weg kroch. Mit lautem Ruf sprang der Krieger zur Seite, und alles eilte herzu um das gefährliche Tier zu erlegen, in der Meinung, diese Schlange sei es gewesen, was der Hund zuvor angebellt hatte. Selten hatte ich so ein Glück gehabt, wie in jener Nacht! —

Als die Männer fort waren, verließ ich mein Versteck und suchte meine Hütte auf. Kus ging mit mir. Da kam mir der Gedanke, ihn zu töten, weil er mich vielleicht doch irgendwie verraten könnte. Schon erhob ich die Keule zum tödlichen Schlag, doch mein guter Kus saß so ruhig da, wedelte so freundlich und sah mir so treuherzig ins Gesicht, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, ihm ein Leid zu tun. So ließ ich ihn also ruhig mitgehen.

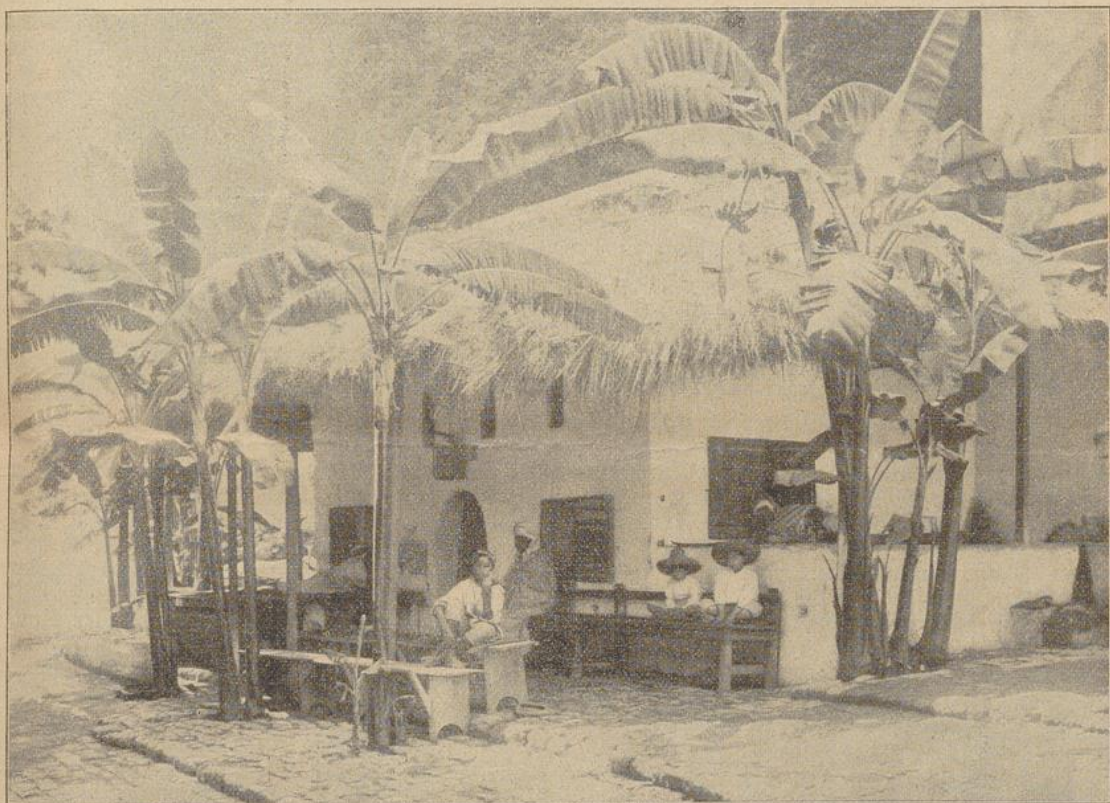
Mein Voratz war der: ich wollte zunächst in meiner Hütte Affagais holen und eine lederne Decke und hierauf einen Versuch machen, mit Balefa zu reden. Meine Hütte hoffte ich leer zu finden, denn es schlief niemand darin außer mir und die Hütte Nomas lag einige Schritte entfernt zur rechten Hand. Ich kam zu der aus Sumpfsgras hergestellten Umzäunung, der Eingang war nicht wie sonst mit Dornen verschlossen; kein Mensch war zu sehen. Der Hund legte sich auf meinen Befehl außerhalb der Umzäunung nieder; ich aber trat ohne Bedenken ein, erreichte glücklich die Oeffnung der Hütte und lauschte. Es war alles still, kein Hauch war zu vernehmen. So kroch ich also hinein, suchte nach meinen Affagais, einer Kürbisflasche und nach meinem hölzernen Kopfkissen, das sehr künstlich gearbeitet war und das ich nicht zurücklassen wollte. Bald fand ich alles. Dann griff ich noch umher nach meiner Lederdecke und fühlte dabei auf einmal etwas Kaltes. Ich stutzte; hatte ich nicht ein menschliches Angesicht berührt? Ja, es war das Gesicht Nomas, den ich getötet hatte. Man hatte ihn bis zur morgigen Beerdigung hier herein in meine Hütte gelegt. Es lief mir ein kalter Schauer über den Rücken. Der tote Noma kam mir in der rabenschwarzen Nacht noch schrecklicher vor als seinerzeit der Lebende. —

Ich wollte fliehen, doch da hörte ich vor dem Kraaleingang Stimmen von Weibern. Ich erkannte sie, es waren Nomas zwei Weiber und eine von ihnen sagte, sie wollte hier in der Hütte beim Leichnam ihres Gatten Totenwache halten. Nun saß ich gehörig in der Falle! Bevor ich irgend einen Gedanken fassen konnte, verdunkelte sich die in die Hütte führende Oeffnung und das große, dicke Hauptweib Nomas kam leuchtend durch dieselbe hereingekrochen. Sie kauerte sich in solcher Stellung neben der Leiche nieder, daß ich nicht mehr hinausgehen konnte und begann nun sofort ihr heulende Totenklage vermischt mit schrecklichen Verwünschungen auf mich, dem ruchlosen Mörder. Sie hatte natürlich keine Ahnung, daß ich jedes ihrer Worte hörte.

Meine Furcht vor dem Toten hatte sich wesentlich gemindert, seitdem mit mir eine zweite Person in der Hütte war. Ich saß am Kopfende Nomas, des alten Deuchlers, der sein Leben lang die Leute belogen und betrogen hatte. Da schoß mir plötzlich ein arger Gedanke in den Sinn. Wie wäre es denn, sprach ich bei mir selbst, wenn der alte Noma zu guter Letzt nochmals ein wenig Komödie spielen würde? Die Not macht erfinderisch! Ich schob meine Hände unter seine Schultern und brachte ihn in eine sitzende Stellung. Das Weib hörte das Geräusch, wandte sich um und blickte mit Entsetzen auf den aufrecht sitzenden Toten. Einige gurgelnde Laute war alles, was sie hervorbringen konnte.

unbelästigt eine Decke nehmen. Erst später erkannte ich, daß ich die des alten Noma erwischt hatte. Sie war von Basutos aus feinen Kagenfellen gemacht und sicherlich drei Ochsen wert. Nun eilte ich mit Ras wieder weiter.

Ich mußte zum Kraal meines Vaters, der ungefähr 200 Schritt davon entfernt war, denn dort schlief meine Schwester Baleka. Angekommen, wagte ich nicht, durch das Tor einzutreten, weil immer ein Krieger dort Posten stand. Ich machte mir also auf der gegenüberliegenden Seite mit meinem Asagai eine Öffnung in die Umzäunung und kroch zu der Hütte, wo Baleka mit einigen ihrer Halbschwwestern schlief. Ich wußte genau die Stelle, wo sie zu liegen pflegte,



Ein arabisches Kaffeehaus im Botanischen Garten zu Algier.

Anstatt ins Bierhaus geht der Araber ins Kaffeehaus und schlürft aus kleinen Tässchen seinen „Mokka“, indem er mit unterschlagenen Beinen (ähnlich wie unsere Schneider) auf der Bank sitzt.

„Wilst du mich nicht in Ruhe lassen, alte Hexe?“ rief ich mit hohler Stimme, indem ich dabei möglichst die Stimme Nomas nachahmte. „Gast mich bei Zeiten genug gequält und kommst jetzt nun selbst nach meinem Tode noch mit deinem dummen Geschrei!“

Das Weib riß die Augen auf und fiel vor Entsetzen nach rückwärts nieder, laut jammernd und freischend.

„Wie, du wagst es noch, einen Laut von dir zu geben?“ rief ich abermals mit Nomas Stimme. „Wart’ ich will dir schweigen lehren!“ Sprach’s und warf den schweren Leichnam der ganzen Länge nach auf sie.

Nun verlor sie das Bewußtsein; ob sie überhaupt nochmals zu sich gekommen, vermag ich nicht zu sagen. Wenig, sie war wenigstens jetzt still und ich konnte

und hier begann ich nun durch das bis auf den Boden reichende Strohdach ein Loch zu schneiden. Als ich schon beinahe durch war, hörte ich von innen leises Weinen. Es war Baleka, die um mich, den Bruder weinte.

„Baleka, Baleka, liebe Schwester,“ flüsterte ich ihr leise zu, „weine nicht. Sieh’, ich, Mopo, dein Bruder, bin da. Sprich kein Wort, sondern steh’ leise auf und komm’ zu mir heraus; nimm aber auch gleich deine Lederdecke mit.“

Baleka war ein fluges Kind und starkmütig zugleich. Sie verstand mich sofort, sprach kein Wort, sondern wartete eine Weile und kam dann, die Lederdecke in der Hand, zu mir heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Das Grubenunglück in der Grube Reden

bei St. Johann a. d. Saar.

Auf der dem preußischen Staate gehörigen Grube Reden, fand unlängst eine Schlagwetterexplosion statt, bei der 163 Bergleute getötet, 26 schwer- und 56

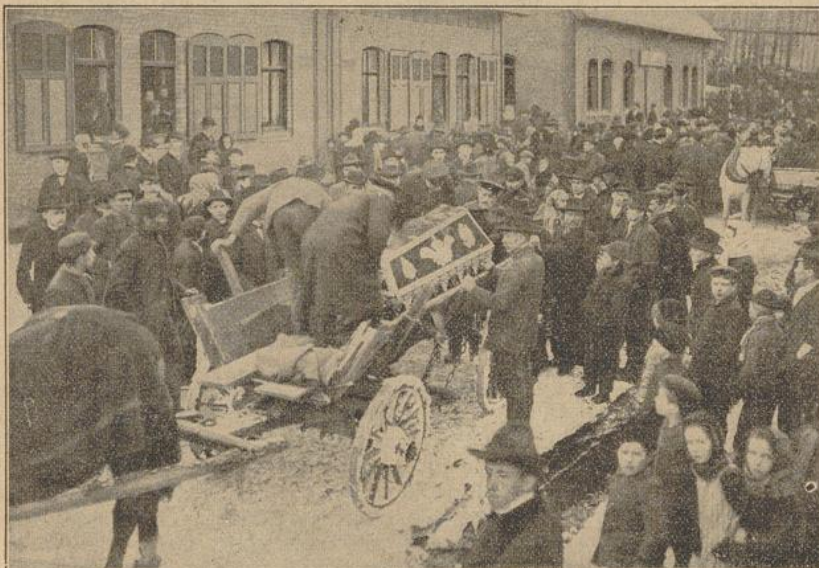
Die schlagenden Wetter (Schlagwetter oder feurige Schwaden genannt) sind der Schrecken der meisten Steinkohlen- und selbst der Braunkohlengruben. Die Steinkohlen sind bekanntlich entstanden aus Pflanzen, Wäldern etc., die in vorgeschichtlicher Zeit unsere Erde bedeckten. Durch die Umwandlung dieser Pflanzen-



Zu der Grubenkatastrophe im Saarrevier: Grube Reden, der Schauplatz des Unglücks. Phot. Emil Eichacker in St. Johann.

leichtverwundet wurden, zahlreiche andere verschüttete vermochten sich durch Seitengänge zu retten. Unser erstes Bild zeigt eine Gesamtansicht der sogenannten Tagbauten der Unglücksgrube, die Fördertürme, Ventilatoren, Maschinengebäude etc. Das zweite Bild ist eine photogr. Aufnahme der Fahrt der Opfer ihres schweren und gefährlichen Berufes zur letzten Ruhestätte.

stoffe in Kohle entsteht ein Gas, Methan genannt, das in einer gewissen Menge mit Luft vermischt, die Explosionen verursacht, wenn Feuer dazu kommt. Dieses Methan ist farb- und geruchlos und verhindert die Atmung nur dann, wenn es in allzugroßer Menge auftritt. Gerade darin aber läge eine große Gefahr für den Bergmann, wenn er nicht in seiner Sicherheitslampe einen Warner besäße.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges.

Zu der Grubenkatastrophe im Saarrevier: Auf der Fahrt zur letzten Ruhestätte.

Diese 1816 von Davy erfundene und seither vielfach verbesserte Lampe, besteht in der Hauptsache darin, daß die Lichtflamme von einem dicken, kurzen Glaszylinder beschützt wird, auf welchem ein enganschließender, feinstmaschiger, oben etwas verjüngter geschlossener Drahtzylinder angebracht ist. Zur größeren Sicherheit, besonders gegen starken Luftzug, werden oft 2 Drahtzylinder ineinander gesteckt. Im Innern der Lampe ist eine Zündvorrichtung angebracht, welche es ermöglicht, die verloschene Lampe wieder anzuzünden, ohne sie zu öffnen und ohne den Gebrauch von Zündhölzchen, denn offenes Feuer ist eine große Gefahr in den Gruben und hat schon viel Unglück verursacht.

Beobachtet nun der Bergmann, daß das rotglühende

Drahtnetz seiner Sicherheitslampe dunkler wird, d. h. daß die Lampe schlecht brennt, die Flamme matt und lang wird und rußt, so weiß er, daß Grubengas oder Methan sich ansammelt. Er stellt nun die Lampe auf den Boden, schraubt den Docht soweit zurück, daß nur noch eine ganz kleine Flamme bleibt und hebt alsdann die Lampe langsam in die Höhe. Das soeben noch kleine Flämmchen verlängert sich immer mehr, je höher die Lampe emporgehoben wird und er kann aus dieser Verlängerung annähernd richtig die Menge Methan oder Grubengas abschätzen und daraus beurteilen, ob und wie groß die Gefahr bereits vorhanden ist. Füllt sich z. B. bei diesem Emporheben die Lampe mit einer bläulichen Flamme oder es treten bereits kleine Verpuffungen ein, welche die Lampe auslöschen, so ist höchste Gefahr vorhanden und der Bergmann wird vorsichtig und ohne mit der Lampe brütske oder heftige Bewegungen auszuführen, die Grube sofort verlassen. Das beste Vorbeugungsmittel gegen schlagende Wetter ist genügende und kräftige Zuführung frischer Luft, was vermittelst starker Maschinen geschieht.

Welch' furchtbare Wirkung diese Gasexplosionen oder schlagenden Wetter mitunter verursachen, zeigte z. B. auch die vorjährige Katastrophe in Courrières, wobei über 1200 Bergarbeiter ihr Leben einbüßten.



Kardinal Felice. †

Kardinal Luigi. †

Die Kardinäle Tripepi und Cavagnis †.

Luigi Tripepi, welcher sich noch am 28. Dezbr. abends zur Teilnahme an der Weihnachtsfeier in der Arkadia angemeldet hatte, erlag am 29. Dezember früh einem Schlaganfall, konnte aber noch rechtzeitig die heil. Sterbesakramente empfangen. — Kardinal Felice Cavagnis wurde fast zu gleicher Stunde tot in seinem Bette aufgefunden. Während der Nacht war er einem Schlaganfall erlegen. In beiden Mitgliedern des höchsten Senats der Kirche verliert die Kurie nicht nur zwei wahre Zierden des Kardinal-Kollegiums, sondern auch zwei besonders hervorragende Arbeitskräfte. — Cavagnis hat ein Alter von 65 Jahren erreicht. In Bologna, Valle Brembana (Bergamo) geboren, wurde er bald als Professor an das römische Seminar berufen, dessen Rektor er von 1887 bis 1893 war. Nachdem er eine Zeit hindurch in der apostolischen Penitentiaria gewirkt, wurde er von Leo XIII. auf den wichtigen Posten des Sekretärs der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten berufen. Im Konfistorium vom 15. April 1901 wurde er Kardinaldiakon und erhielt die Diakonie H. L. Frau von den Märtyrern, d. h. des Pantheons, in welchem sich die italienischen Königsgräber befinden. Seinem energischen Einwirken ist es zu verdanken, daß vielen Unzulänglichkeiten sogenannter patriotischer Art im Pantheon vorgebeugt werden konnte. Der Verstorbene beteiligte sich mit allem Eifer an den Arbeiten der Kurie und war Protektor des Ordens der Conventualen des hl. Franziskus. — Kardinal Tripepi er-

reichte ein Alter von 70 Jahren. Er war Süditaliener, in Cardeto bei Reggio Calabria geboren. Nach seinen ersten Studien bei den Jesuiten in Neapel kam er auf die Gregorianische Universität. Mit dreizehn Jahren schriftstellerte er bereits; mit neunzehn Jahren begann er seine Lehrtätigkeit in Rhetorik, lateinischer, griechischer und italienischer Beredsamkeit, Kirchengeschichte, dogmatischer und Moraltheologie, Philosophie, Hebräisch, Mathematik und Naturwissenschaften. Als Prediger wirkte er fast fünfunddreißig Jahre hindurch. Eine Zeitlang war er Redakteur und Direktor des „Osservatore Romano“. Sein Werk war das Zustandekommen der internationalen Journalistenhuldigungen von 1877 und 1879 in Rom, sowie diejenige der katholischen Gelehrten von 1880. Nacheinander bekleidete Tripepi die Posten des Gymnographen in der Ritenkongregation, Ablegaten in Portugal, Sekretärs der Kardinalskommission für historische Studien, Präsektors der päpstlichen Archive, Sekretärs der Ritenkongregation, bis er 1896 zum Substituten des Staatssekretariats und Sekretärs der Chiffre ernannt wurde. Vorher war er schon

vatikanischer Domherr geworden. Gleichzeitig mit Cavagnis wurde Tripepi zum Kardinaldiakon ernannt. Die Leichen beider Kardinäle wurden, nachdem sie aufgebahrt waren, durch den Präsektor der päpstlichen Zeremonien in formellen Besitz genommen und sodann nach dem für die Kardinäle vorgeschriebenen Ritus in drei Särge gebettet.

Eine Reise rund um Afrika.

(Fortsetzung.)

Das Land Algerien ist das alte Numidien und zählte während seiner Blütezeit viele volkreiche Städte und 123 Bischofsitze. Durch die verwüstenden Einfälle der Vandalen und später der Araber wurde aber die Kultur zerstört. Um 935 gründete der arabische Fürst Zeiri auf der Stelle des alten Jassium die Stadt al Dschesair, das jetzige Algier. Vom 15. Jahrhundert an begannen die algerischen Küstenbewohner das Mittelmeer durch Seeräubererei derart zu heimsuchen, daß im Jahre 1509 der spanische König Ferdinand der Katholische mit einer großen Flotte heranrückte und die Küste von Oran bis Algier besetzte.

Zum Unglück rief nun der damalige Emir Selim den berühmtesten türkischen Piratenhauptling Horuf Barbarossa gegen die Spanier zu Hilfe. Horuf kam und leistete Hilfe aber nach seiner Art; er landete 1515 in Algier und begann mit der Ermordung Selims, beraubte die Sultane von Tunes und Tlemsen ihrer Gebiete und machte sich zum Herrscher des Landes. Nach seinem Tode, 1518, wurde sein Bruder Chaireddin Barbarossa Sultan von Algier und eroberte Tunis und wurde mit seinen zahlreichen Piratenschiffen der Schrecken des Mittelmeeres und der europäischen Küstenländer. 1541 unternahm Kaiser Karl V. mit 370 Schiffen und 30 000 Mann eine

Expedition gegen dieses gefährliche Räubervolk, erlitt aber infolge furchtbarer Stürme solchen Schaden, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Auch spätere Versuche der Engländer und Holländer 1655, 1669, 1670, ja selbst 3 Bombardements der Franzosen 1682, 1683 und 1687 waren nicht imstande, den äußerst heftigen Widerstand zu brechen, im Gegenteil machten diese wilden Corsaren fortwährend ungestraft Einfälle in Spanien, Frankreich usw. und schleppten tausende von Christen nach Algier in die Sklaverei, woselbst ihrer ein hartes Los und mit wenigen Ausnahmen der Tod wartete.

Endlich am 20. Juni 1815 gelang es dem amerikanischen Kommodore Decatur die Piratenflotte bei Cartagena zu schlagen und als bald hierauf die Mannschaften von 359 italienischen Schiffen, (welche gegen Bezahlung die Erlaubnis erlangt hatten, an der algerischen Küste die Korallenfischerei zu betreiben) wortbrüchig von den Piraten ermordet wurden, rückte eine englisch-niederländische Flotte heran und bombardierte die Stadt Algier am 28. August 1816 und erzwang die Herausgabe von über 1200 Christensklaven nebst dem Versprechen, die Seeräuberei aufzugeben. Aber schon im nächsten Jahre kapperten algerische Seeräuber in der Nordsee droben Handelschiffe und brandschatzten alle Küstenplätze, welche ihnen weder Tribut noch Geschenke bewilligten. So mächtig waren diese mohamedanischen Räuber gewesen, daß ihnen Sardinien, Toscana, Schweden, Dänemark, England, Hannover, Bremen u. tributpflichtig waren, Sizilien zahlte noch 1829 jährlich 28000 Piafter an dieselben, um etwas Ruhe zu haben.

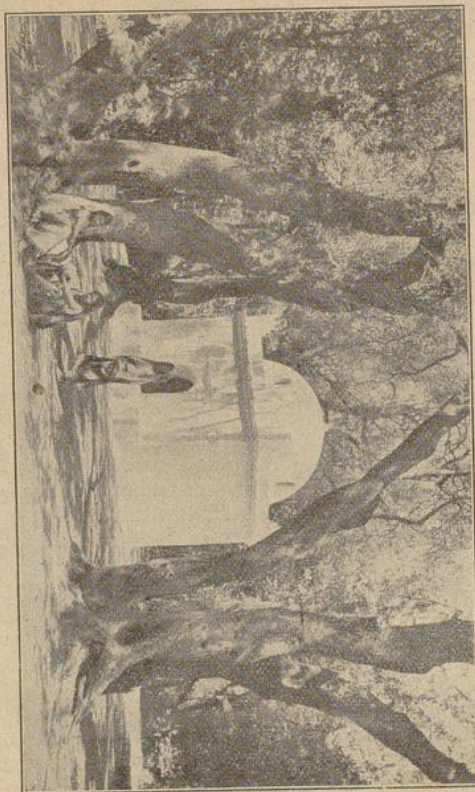
Wegen einer alten Geldforderung jüdischer Kaufleute beehrte der Sultan Dei Husein den fran-

zösischen Konsul Deval am Beiramfest 1827, worauf die Franzosen 1830 mit einer Flotte von 75 Kriegsschiffen und 37500 Mann auf 400 Transportschiffen vor Algier erschienen und die Stadt zu Wasser und zu Land einschlossen, sodaß sich dieselbe schon nach 14 Tagen am 5. Juli 1830 ergab.

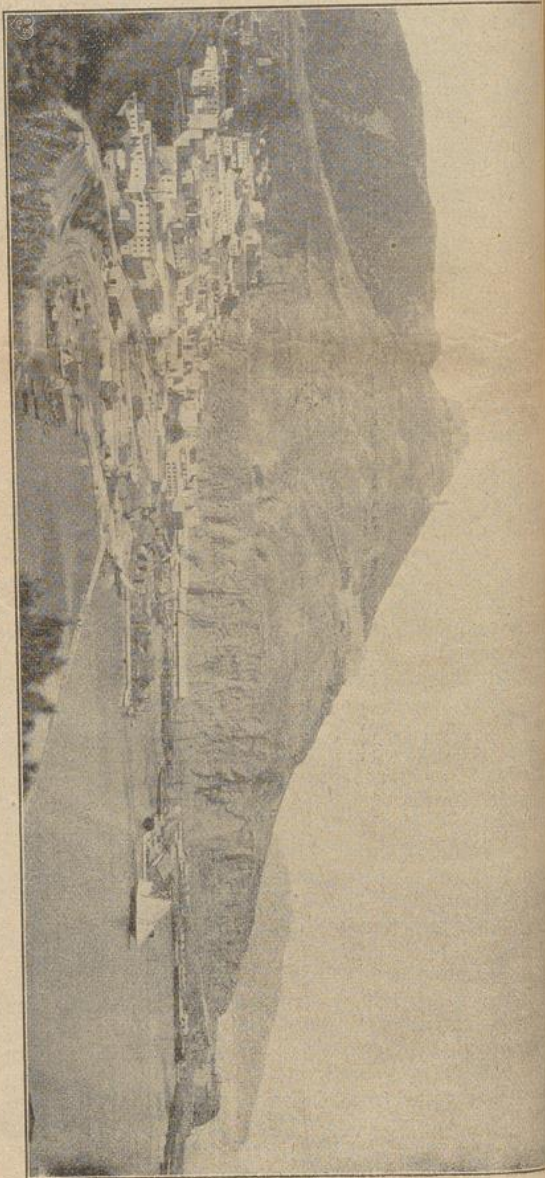
Seit jener Zeit ist Algerien französische Provinz und wurde inzwischen stetig vergrößert, sodaß sie sich gegenwärtig schon tief in die Wüste Sahara hinein erstreckt. Die Größe des Landes wird auf 667000 qkm (Quadratkilometer) mit rund 4 Millionen Einwohner angegeben, von welchen weit über 3 Millionen Mohamedaner sind.

Algerien besitzt schon mehrere große Eisenbahnen. 2 Linien (eine von Oran, die andere von Philippeville aus) erstrecken sich über das Atlasgebirge hinweg bis tief in die Saharawüste hinunter, eine andere Linie zieht sich der Küste entlang von Oran

Grabstätte bzw. Heiligtum eines Marabut.
Die Marabute sind soviel wie mohamedanische Priester.



Oran, algerische Küstenstadt am Mittelmeer.



nach Algier bis nach Tunis hin, eine Entfernung von ca. 1000 Kilometer. Das Land liefert schon bedeutende Mengen Getreide z. B. 1890 für über 70 Millionen Frs., daneben stetig steigende Quantitäten Gemüse, Früchte, (besonders Orangen von Blida) Tabak, Alfa für ca. 10 Millionen (wird statt Kofshaar zum Polstern



Mädchen aus dem Stamme der Ouled Nail.

verwendet), besonders aber Wein, 1890 z. B. für über 60 Millionen Frs. und sofort. Eine arge Landplage sind die Heuschreckenschwärme, welche z. B. 1887 einen Schaden von 8 Millionen, 1888 von über 21 Millionen und 1889 von über 4 Millionen verursachten. Auch an Empörungen vonseite der wilden fanatischen Volksstämme fehlte es nicht, sodaß Frankreich ständig ein Armeekorps von ca. 55 000 Soldaten zur Aufrechterhaltung der Ordnung dort unterhalten muß.

Den regen Verkehr mit den benachbarten Küsten von Spanien, Italien und Frankreich vermitteln eine Anzahl Dampfer. Die Postdampfer durchheilen die Strecke Marseille-Algier in 30 Stunden. (Fortf. folgt.)

Amerikanisches Weihnachtsgeschäft. Die großen Waarenhäuser in Newyork gebrauchen alle möglichen Mittel, um ihre Kundschaft anzuziehen und namentlich zur Weihnachtszeit nehmen die Bemühungen der einzelnen Geschäfte immer groteskere Formen an. Das bekannte Geschäftshaus von Wanamaker in Newyork zum Beispiel gibt in seiner Musikabteilung erstklassige Künstlerkonzerte für seine Kunden. Vor einigen Jahren dirigierte sogar der Schöpfer der „Salome“, Richard Strauß, das Orchester des Waarenhauses, während Edyth Walker und Nellie Melba sangen und Joseph Hofmann einige seiner Bravourstücke auf dem Piano zum besten gab. Der Besuch dieser Konzerte ist für Kunden des Hauses völlig frei. Auch Gemälde-Ausstellungen

werden veranstaltet, die an hohem künstlerischen Werte hinter keiner derartigen Sammlungen zurückstehen, für deren Besichtigung hohe Eintrittspreise gefordert werden. Eine Anzahl Waarenhäuser ist sogar jetzt dazu übergegangen, doppeltes Personal einzustellen, um Tag und Nacht ihre Räume dem kauslustigen Publikum offen halten zu können. Namentlich die Bewohner der Provinz begrüßen dieses Vorgehen mit viel Freude, da sie oft gezwungen waren, tagelang in Newyork zu bleiben.

William Shakespeare Katholik. Der gelehrte Kritiker de Rougemont veröffentlicht das authentische Testament des großen Dichters, das mit den Worten beginnt: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, der allerseeligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, der Erzengel, Engel, Patriarchen, Propheten, Evangelisten, Apostel und



Berber Typus aus den Kablen-Bergen.



Araber Frau im Straßenkostüm. Bekanntlich ist es den arabischen Frauen streng verboten, unverschleiert sich auf der Straße zu zeigen.

Märtyrer, des ganzen himmlischen Hofes und meines Schutzengels; ich, William Shakespeare, unwürdiges Mitglied der heiligen katholischen, apostolischen und römischen Religion usw.“ Damit sind die Einwände widerlegt, als ob der große englische Dichter außerhalb der Gemeinschaft der katholischen Kirche geboren worden sei. Schon früher hatten übrigens zwei namhafte Protestanten, Dawies und Signoers, festgestellt, daß Shakespeare „papistischer Katholik“ gewesen sei.

240 Millionen Mark jährliches Einkommen. John D. Rockefeller, der reichste Mann der Welt, hat nach der Aussage seines Geschäftsteilhabers H. G. Rogers, des Vizepräsidenten der Standard Oil Company, Amerik. Petroleumgesellschaft, ein Einkommen von 240 Millionen Mark im letzten Jahre zu verzeichnen gehabt. Der arme Mann ist übrigens schwer magenleidend und hat wenig oder keinen Genuß von seinem beispiellosen Vermögen.

Die Schnee-Entfernung in Großstädten durch Menschenhände ist nicht nur eine schwierige, sondern auch eine teure Arbeit. Man hat daher in den Landesmetropolen schon lange Versuche mit einer mechanischen Schnee-Entfernung gemacht. In London z. B. werden an geeigneten Stellen auf den Straßen Gruben hergestellt, die mit der Kanalisation in Verbindung stehen; in diese Löcher wird der Schnee gefahrt und mittels Dampf geschmolzen. In Newyork benutzt man die Zentralsdampfversorgung zur Entfernung der riesigen Schneemassen. Unter der Oberfläche der Straßengasse befindet sich eine zweite, etwas tiefer liegende Rinne aus Gußeisen, die unmittelbar in die Kanalisation einmündet. Die Röhre ist mit einem gegitterten Rost bedeckt, unter dem ein oder zwei Dampfrohre entlang laufen. Der schmelzende Schnee fällt durch die Gitterbedeckung und wird als Wasser durch die untere Rinne in den Abzugskanal geführt. Ein anderes Verfahren wird in Paris angewandt. Nachdem die Wegschaffung der Schneemassen dort in schweren Wintern durchschnittlich jedesmal die riesige Summe von 4 Millionen Mark gekostet hatte, beschloß man, die Beseitigung mittels Salz zu versuchen. Das Salz wurde auf die Straße geschüttet, sobald der Schneefall begann; stärker zu werden. Der lebhafte Verkehr bewirkte eine gründliche Durchmischung von Schnee und Salz, wodurch eine Verflüssigung eintrat. Nach Verlauf von 4–5 Stunden konnten die Straßen mittels Rehrmaschinen gereinigt werden. Die Kosten sollen nur gegen 16000 Mk. betragen.

Naiv. Präsident: „Haben Sie zu Ihrer Verteidigung etwas vorzubringen, oder überlassen Sie alles weitere Ihrem Verteidiger?“ — Angeklagter: „I überlaß alles meinem Verteidiger; der sich jetzt fortgeh'n?“

Kurz und bündig. Feldwebel: „Infanterist Steitinger! Was ist Ihr Vater?“ — Soldat: „Begraben.“ — Feldwebel (erregt): „Was war er vorher?“ — Soldat: „Tot!“ — Feldwebel (wütend): „Sie! machen Sie keine schlechten Witze! Sagen Sie nur kurz und bündig: Was war Ihr Vater vor seinem Tode?“ — Soldat: „Lebendig.“

Wir bitten unsere lieben Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Herr, Frau, Fräulein), Wohnort und nächste Post anzugeben und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.

Musik und Talent. „Sie haben die Tochter unseres Kapellmeisters geheiratet?“ — „Ja! Ich versichere Sie, sie hat sehr viel von ihrem Vater; jeden Tag macht sie mir einen neuen Marsch!“

Bedeutungsvolle Gedenktage.

Detting. — Am 20. Oktober 1906 feierte dahier unser Bruder Hilarion Börd in seltener Körper- und Geistesfrische seinen 80. Geburtstag. Am 18. Dez. 1906 aber den 20. Jahrestag seines Eintrittes in den Zisterzienser-Orden. O. C. R.

Br. Hilarion wurde geboren am 20. Oktober 1826 in Mösbach, Amt Achern, im Großherzogtum Baden, und trat im hohen Alter von 60 Jahren im Dezember des Jahres 1886 als Novize ins Mutterhaus Mariannhill ein. Die meiste Zeit seines Ordenslebens verbrachte er auf der Station Detting, wo er sich sowohl im Weinberg wie in der Werkstätte (als Schreiner und Zimmermann) sehr nützlich machte.

Wer unseren Bruder in voller Mäßigkeit und ungeschwächter Kraft bei der Arbeit sieht, würde ihn für bedeutend jünger halten. Er läßt es sich nicht nehmen, jeden Morgen um drei Uhr der erste in der Kirche zu sein; nur am Abend, sagt er, verlassen ihn seine „Untertanen.“ (Auf den Stationen gehen die Brüder eine Stunde später zur Ruhe als in Mariannhill und stehen dagegen eine Stunde später auf.)

Möge ihm der liebe Gott noch manches Jährchen und einen recht segneten Lebensabend schenken!

Danksagungen

sind eingegangen und war Veröffentlichung versprochen, aus Guttan, Ost. Schießen, Pöding, St. Johann i. Wrt., St. Johann i. Sagg, Wien, Bruchsal, Freiburg, Augsburg, München, Alfeld.

Gebets-Empfehlungen.

Mehrere Wohltäter in verschiedenen Anliegen. — Eine Wohltäterin für ihre Familie in besonderer Meinung. — Um Erkenntnis des Berufes und um Befehung zweier Personen. — Ein junger Mensch um glückliche Berufswahl. — Ein armer Sünder. — Ein schwerkranker Frau. — Ein besonderes Anliegen. — Ein schweres Anliegen. — Ein todesfallener Sohn. — Ein Priester. — Mehrere Wohltäter in großen Anliegen. — Ein kranker Vater. — Ein kranker Knabe. — Ein Erstkommunikant. — Mehrere Personen um Gesundheit. — Zwei Wohltäterinnen in einem schweren Anliegen. — Wegen eines schweren Augenleidens (grüner Star) eine Frau in Alfeld, St. Zürich. — Ein Sünder und zwei wichtige Anliegen und noch ein wichtiges Anliegen. — Eine Person in Berufsanliegenheiten betreffs Ordensstandes. — Eine trankliche Frau;

Memento!

Von unseren Wohltätern sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Schw. bischoff. g. Rat Joh. Georg Weinhart, Dillingen; Rothilde Lriebach, Kondrau; Barth. Mühlset, Schwannberg; Joh. Weingraber, Melin; Joh. Hoppal, Jägerndorf; Ant. Heidrich, Jägerndorf; Franz Bortnisch, Laibach; Franziska Gelsberger, Altmann; Puchheim; A. Frühwirth, Lebing; Joh. Greistorfer, Schwannberg; P. Viktor Adler, O. S. D., Graz; Veronika Aglas, Freistadt; Gajlik Weichinger, Eßegg; Antonia Peiner, Weiz; Julius Karich, Pilschendorf; Paul Billgatter, Serten; Veronika Niemes, Barnitz; Anna M. N., Vitzek; Sr. Sigfrieda Wegelberger, Rantweil; Herr Ferdinand Morger, Bezirksrichter Eschenbach, St. Gallen.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohlthätiger Personen, an die wir das Berggymnisch versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.